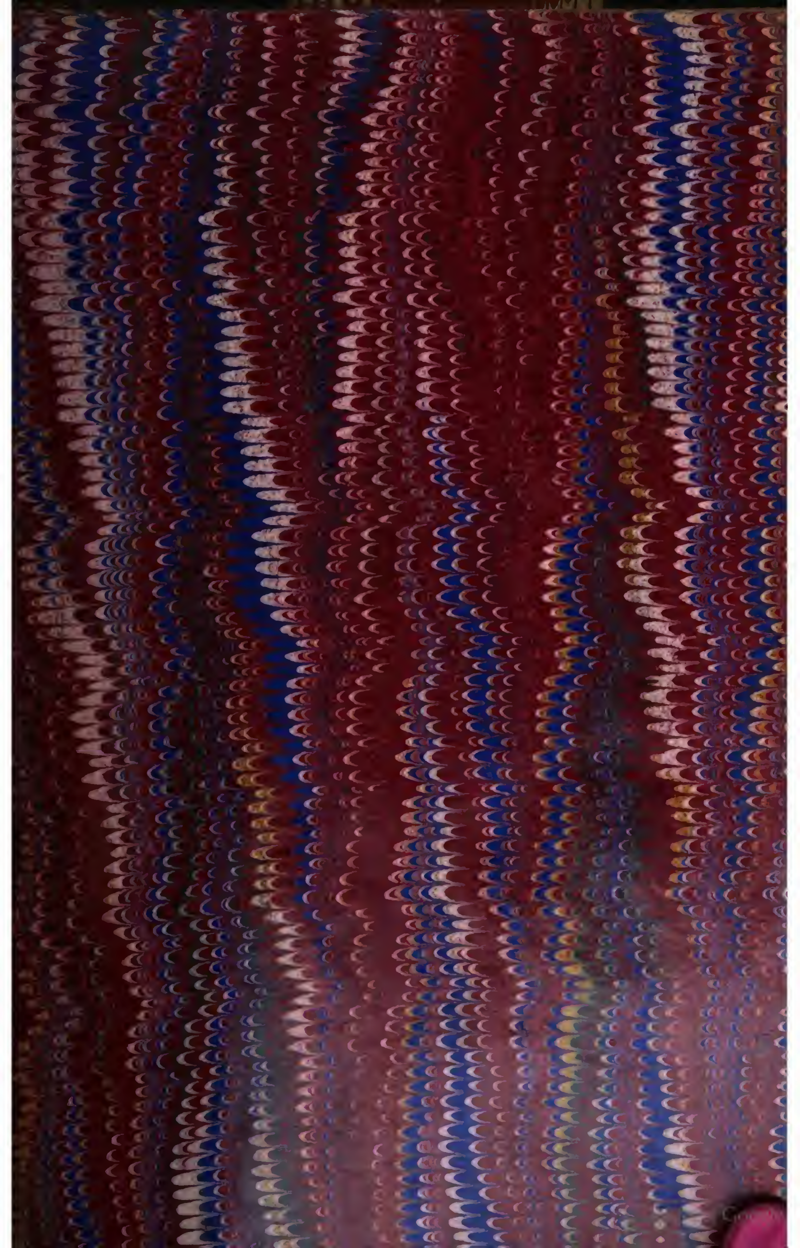
FELIX MENDELSSOHN-BARTHOLDY: BRIEFE UND ERINNERUNGEN

Ferdinand Hiller




42. k. 8.
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Briefe und Erinnerungen.



Von

Ferdinand Hiller.



Köln, 1874.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD

Ihrer Majestät,

Victoria,

Königin von Großbritannien und Irland

ehrfurchtsvoll

zugeeignet.

Allergrossmächtigste Königin!

Allergnädigste Königin und Frau!

Die große Nation, welche des hohen Glückes theilhaftig ist, unter Eurer Majestät erhabenem Scepter in freier Gesetzlichkeit zu leben, zu wirken und zu schaffen, zeigt ihre andauernde geistige Verwandtschaft mit dem Volke ihrer alten sächsischen Stammesgenossen vielleicht durch Nichts in ausgeprägterer Weise, als durch die Wärme, mit welcher sie sich die Schöpfungen unserer großen Tondichter seit mehr als einem Jahrhundert zu eigen macht. Wie Shakespeare uns Deutschen zum Nationaldichter, so ist Händel der englische Volkssänger im höchsten Sinne des Wortes geworden. Mozart, Beethoven, Haydn und Weber

fanden in England für ihre unsterblichen Werke, die beiden letzteren auch für ihre Personen, enthusiastische Aufnahme, nachhaltige Bewunderung. Eine wahrhaft herzliche Zuneigung aber wandten die kunstliebenden Einwohner Britanniens unserem großen jugendlichen Meister Felix Mendelssohn-Bartholdy zu. Als Knabe schon in London künstlerisch thätig, wußte er sich alle Herzen zu erobern — man verfolgte mit liebevoll gespanntem Interesse die steten Fortschritte des Jünglings und des Mannes, der sein großartigstes Werk, seinen „Elias," als reiffte Frucht seines Genius zuerst bei einem englischen Tonfeste der Künstlerwelt darbot. Zu seinem höchsten Ruhme ward ihm ein Platz zu Theil unter den auserlesenen Geistern, deren Bildnisse das Monument schmücken, welches Eure Majestät nicht nur als Gemahlin, sondern auch als Königin einem Fürsten errichten, der unter den edelsten Förderern menschlicher Cultur eine so hervorragende Stelle einnimmt.

Auch die seltene Auszeichnung, die diesem Büchlein zu Theil wird, den siegreichen Namen Eurer Majestät auf seinem ersten Blatte tragen zu dürfen, erwarb es sich vor Allem durch die Erinnerung an den außerordentlichen Künstler, dem es geweiht ist. Mein Dank ist ein doppelt tief gefühlter. Möchte ein Abglanz

der huldvollen Aufnahme, deren sich mein herrlicher, allzu früh geschiedener Freund einst bei Eurer Majestät zu erfreuen hatte, diesen ihm geweihten, theilweise von ihm selbst herrührenden Blättern zu Theil werden.

Ich verharre

Euer Majestät

allerunterthänigster

Dr. Ferd. Hiller.

Vorwort.

Wie die Photographie das Bildniß desselben Menschen in verschiedenartigster Weise wiedergibt, jedes von erkennbarer, keines von erschöpfender Aehnlichkeit, bis ein Maler kommt — es muß freilich ein wahrer Künstler sein — und aus alle den verschiedenen Lichtbildern, die sich in seinem reinen Auge abspiegeln, ein Portrait herstellt, aus welchem jeder Einzelne das herausliest was er im Originale erkannt, und von welchem auch wieder Jeder sagen muß, es stelle den ganzen Menschen dar, — so werden die Züge, welche, von Einzelnen aufgefaßt, deren Erkenntniß eines bedeutenden Menschen wiedergeben, trotz ihrer Aehnlichkeit, an einer gewissen Einseitigkeit leiden, bis ein Biograph — es muß aber der echte sein — Alles zusammenfassend, was er erschauen, erfahren, ja errathen konnte, jene Individualität in ihrer vollständigen Bedeutung zur Anschauung bringt. Auch Briefe und mündliche Aeußerungen, in welchen sich ja Jeder selbst zeichnet, behalten eine photographische

Einseitigkeit, weil sie immer doch nur einer einzelnen Persönlichkeit galten, volle Menschen aber, so treu sie sich bleiben mögen, verschiedenen Individualitäten gegenüber ihre geistigen Physiognomieen modificiren. So werden auch diese Blätter, welche ein Lichtbild Mendelssohn's geben sollen, wie es sich in meiner Erinnerung abspiegelt, vielleicht dem künftigen Biographen desselben einigen Stoff zuführen, indem sie den überreich begabten Menschen von einer neuen Seite — oder wenigstens von *einer* Seite *vollständiger* zeigen, als es durch theilweise überaus werthvolle Schriften und Sammlungen bisher geschehen — in seinem Verhältniß nämlich zu einem treugesinnten künstlerischen *Kameraden*, wenn ich mir diese Bezeichnung erlauben darf. Denn daß sein Verhältniß zu mir, auch als sein frühgereiftes Genie ihn frühe schon zum berühmten Manne gemacht, durchaus nicht allein ein freundliches, freundschaftliches, sondern ein wahrhaft kameradschaftliches blieb, gibt ihm sein eigenthümliches Gepräge.

Sehr habe ich zu bedauern, daß ich während der Jahre, in welchen ich zu verschiedenen Zeiten mit ihm in vertrautester Weise verkehrte, noch nicht die Gewohnheit angenommen hatte, meine Begegnisse aufzuschreiben. Viele kostbare Einzelheiten sind mir entfallen, so klar das Bild des Freundes vor meiner Seele schwebt.

Aber für das, was ich erzähle, darf ich die unbedingteste Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen.

Musik läßt sich nicht beschreiben — die Sprache ist gänzlich unvermögend, auch nur entfernt den musicalischen Inhalt einer Tondichtung wiederzugeben. Eben so läßt sich denn auch von dem, was den wesentlichsten Inhalt bildet in dem näheren Zusammenleben zweier Tonkünstler, nicht viel Einzelnes berichten. Die Stunden, die ich mit Mendelssohn am Flügel zugebracht, dem Austausche unserer musicalischen Anschauungen Compositionen mannigfacher Art, eigene und fremde, unterlegend, waren in gewissem Sinne die besten, die mir mit ihm zu verleben vergönnt waren — aber mehr als das Allgemeinste davon wiederzugeben, würde mir unmöglich sein.

Wenn ich anderntheils viele, vielleicht geringfügige Aeußerungen, unerhebliche Züge in Worten oder im Benehmen des liebenswürdigen Freundes aufzubewahren mich bemüht, so geschah es in der Ueberzeugung, daß auch das Kleinste ein Interesse hat, wenn es sich auf einen großen Menschen bezieht.

Verehrer Mendelssohn's haben es mir vorgeworfen, nicht schon vor längerer Zeit mit Mittheilungen über ihn hervorgetreten zu sein. Vielfache Gründe hielten mich davon ab — einer aber vor

allen —, der nämlich, auch nicht der leisesten Anklage Gelegenheit zu geben, mit seiner Freundschaft für mich irgend etwas der Oeffentlichkeit gegenüber erreichen zu wollen. So stolz ich auf dieselbe war und bin, — um sie zu benutzen, war sie mir zu heilig. Jetzt aber trete ich um so freier mit diesen von dem Dahingeschiedenen so liebenswerthe Züge enthaltenden Blättern hervor, als er, einer der schönsten, hellsten Sterne am Himmelsgewölbe deutscher Kunst, gerade in seinem Vaterlande, von dem Unverstand, der Urtheilslosigkeit und dem Neide Angriffe erfährt, welche nur denen, von welchen sie ausgehen, zur Unehre gereichen; denn den Glanz, in welchem sein Name strahlt, zu verdunkeln, wird ihnen nimmer gelingen. Das Gold widersteht dem Roste.

Und so sei denn dieser einfache Blüthenkranz in treuer Gesinnung dem unverwelklichen Lorber gesellt, der die lichte Stirn des jugendlichen Meisters schmückt und schmücken wird, so lange als Vernunft und Empfindung, Klarheit und Tiefe, Freiheit und Schönheit als Bedingungen höchster Kunstschöpfungen gelten werden.

Köln, den 19. September 1873.

Ferdinand Hiller.

I.

In Frankfurt am Main.

Es war im Sommer 1822, in meiner Vaterstadt, dem schönen Frankfurt. Ich war noch nicht elf Jahre alt, aber doch schon ein wenig bekannt bei meinen reichsstädtischen Landsleuten als „ein kleiner Clavierspieler mit langen Haaren". Die langen Haare waren jedenfalls das Bekannteste, denn sie waren sehr lang. Doch hatte ich auch schon einmal, zur großen Bewunderung meiner Schulcameraden, öffentlich gespielt. Aloys Schmitt gab mir Clavier-Unterricht — sehr unregelmäßig, denn er reiste viel —, aber er hatte mich lieb und ich hing mit wahrer Leidenschaft an ihm. Er war im vergangenen Winter in Berlin gewesen und erzählte bei seiner Wiederkehr von einem wunderbaren Knaben, einem Enkel des Philosophen Mendelssohn, der nicht allein vortrefflich spiele, sondern auch schon Quartette und Symphonieen und Opern componire. Componirt hatte ich nun freilich auch schon: Polonaisen und Rondeaux für Clavier und Variationen auf „Schöne Minka,

ich muß scheiden", die mir sehr brillant schienen. Auch trieb ich beim altehrwürdigen Vollweiler Harmonie und Contrapunct mit außerordentlichem Eifer. Aber daß ein Knabe, um wenige Jahre älter als ich, bei selbstcomponirten Opern als Capellmeister fungiren sollte, das schien mir doch unerhört, — nur von Mozart hatte ich Aehnliches gelesen. Das war aber eben der Mozart, mehr ein Halbgott als ein Tonkünstler. Meine Aufregung war daher nicht gering, als eines Tages Aloys Schmitt bei uns eintrat: Felix Mendelssohn sei mit Eltern und Geschwistern in Frankfurt eingetroffen und er, Schmitt, werde ihn am folgenden Tage zu uns bringen.

Wir bewohnten ein Haus, welches eigentlich aus zwei Häusern bestand: einem ziemlich neuen, mit der Aussicht auf den Main, und einem damit verbundenen alten, welches, in einer ziemlich engen Straße liegend, den Eingang zu beiden enthielt. Von den Fenstern der Rückseite des neuen Gebäudes übersah man den Hof, von einem derselben auch den schmalen Gang, welcher von der Hausthür in den Hof führte. An diesem Fenster nahm ich Posto um die Stunde, zu welcher Schmitt sich mit dem jungen Felix angekündigt hatte. Ich harrte geraume Zeit in großer Ungeduld, bis sich die kleine Pforte öffnete und mein Meister hereintrat. Hinter ihm her ein Knabe, nicht viel größer als ich; der machte einige gewaltige Sprünge, bis es ihm gelang, mit den Händen die Schultern Schmitt's zu erreichen, auf dessen Rücken er sich nun hing und so einige Schritte sich forttragen ließ, dann glitt er behend wieder herunter.

Der ist lustig, dachte ich, und lief schnell ins Zimmer zu den

Eltern, die Ankunft des mit so viel Spannung erwarteten Besuches anzukündigen. Groß aber war mein Erstaunen, als derselbe ausgelassene Knabe mit ernster Würde ins Zimmer trat, und zwar mit Lebhaftigkeit plaudernd, doch eine gewisse Gemessenheit nicht verlor. Seine Persönlichkeit imponirte mir fast noch mehr als alles, was ich von seinen Leistungen gehört, und ich konnte eine kleine Scheu, so lange er blieb, nicht ganz überwinden.

Am folgenden Tage holte mich Aloys Schmitt ab, um mich der Familie Mendelssohn vorzustellen. Ich fand Eltern und Kinder in einem großen Salon des Gasthofs „zum Schwanen" versammelt und wurde sehr freundlich aufgenommen. Unvergeßlich blieb mir der Eindruck der Persönlichkeit der Mutter, die ich leider nie wiedergesehen. Sie saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, an einem kleinen Tischchen. Mit unendlich ruhiger Milde frug sie mich aus über mein Thun und Lassen und gewann mein kindliches Zutrauen nach den ersten Worten.

Ein Streichquartett von frankfurter Musikern war anwesend; außerdem ist mir nur die Gegenwart Eduard Devrient's im Gedächtniß geblieben, welcher mir nicht allein als ein schöner schlanker junger Mann sehr gefiel, sondern mich auch durch den Vortrag einer Mozart'schen Arie entzückte. Es wurde ziemlich viel musicirt. Viel mehr als Felixens Vortrag eines seiner Quartette (ich glaube, es war das in C-moll) imponirte mir die Leistung seiner Schwester Fanny, welche das bekannte Rondeau brillant in A-dur von Hummel mit wahrer Virtuosität spielte. Indeß wurde ich doch mit Felix zutraulicher und als er mich zum zweiten Male besuchte, setzte er mich in große Verwunderung. Ich zeigte ihm eine Sonate mit

Violinbegleitung von A. Schmitt; er nahm eine Geige, die auf dem Flügel lag, forderte mich auf, das Stück mit ihm zu spielen und führte seine Partie, die schwierigeren Stellen freilich ein wenig skizzirend, mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit durch.

So hatte ich denn den Felix Mendelssohn kennen lernen und begierig horchte ich während der folgenden Jahre auf die Berichte so mancher aus Berlin nach Frankfurt kommenden Künstler, die nicht müde wurden, sein Lob zu verkünden. Ein voller unvergeßlicher Eindruck seines Talents wurde mir erst ein paar Jahre später. — Der Cäcilienverein, unter des trefflichen Schelble Leitung, stand damals in frischester Jugendblüthe. An einem Uebungsabend im Frühling 1825 war Mendelssohn, auf einer Ferienreise begriffen, zugegen und wurde aufgefordert, etwas zu spielen. Man hatte Chöre aus Händel's Judas Maccabäus gesungen. — Felix ergriff einige der hervortretendsten Motive, namentlich die Melodie des Chores: „Seht, er kommt, mit Ruhm gekrönt", und phantasirte. Ich weiß nicht, was mehr zu bewundern war, die contrapunctische Gewandtheit, der Fluß, die Ruhe, mit welcher die Klangwogen hinströmten oder das Feuer, der Ausdruck und die außerordentliche Technik, die sein Spiel charakterisirten. Er mußte um jene Zeit sich sehr in Händel vertieft haben, denn die Figuren, in welchen er sich bewegte, waren durchaus händelisch; die Kraft und Deutlichkeit seiner Gänge in Terzen, Sexten, Octaven wahrhaft großartig — und doch ging das alles rein aus dem Stoffe hervor, ohne Anspruch auf Virtuosität, alles Musik, echt, lebendige, organische Musik. Hinreißend war es. So oft und so herrlich ich in späteren Jahren Mendelssohn noch gehört, einen berauschenderen

Eindruck, als der, welchen mir der 16jährige Knabe damals gemacht, habe ich kaum von seinem Spiele je wieder gehabt.

Ganz voll von dem Erlebten, begegnete ich am folgenden Tage einem anderen, jetzt längst verstorbenen Schüler Schmitt's, einem jungen Manne von einigen zwanzig Jahren. Wir sprachen von Mendelssohn und er frug mich: wie viel Zeit ich wohl glaubte, daß es kosten möge, alles das los zu bekommen. Ich lachte. In zwei Jahren, dachte er, werde es ihm bei angestrengtem Fleiße wohl gelingen. Es war das erste Mal, daß mir die Narrheit der Menschen, welche glauben, Genie einüben zu können, so recht deutlich entgegen trat, — aber es war nicht das letzte Mal.

Zu jener Zeit hatte Mendelssohn, trotz aller lebendigsten Jugendlichkeit in seinem Urtheile über Kunst und Künstler etwas — wie soll ich es nennen? — etwas Ueberreifes, fast lehrhaft Bestimmtes, was sich später nicht etwa ausgeglichen, sondern gänzlich verloren hat. Wir fuhren eines Nachmittags zusammen nach Offenbach zu Hofrath André. Unterwegs sprach ich davon, daß ich in einiger Zeit zur Fortsetzung meiner musicalischen Studien nach Weimar zu Hummel geschickt werden solle. Felix fand dagegen nichts einzuwenden, sprach aber von Hummel etwa in dem Tone, in welchem sich Zelter von seiner Höhe herab lobend oder tadelnd in seinen Briefen an Goethe über Gott und die Welt ausspricht. Auch bei André frappirte mich jene etwas altkluge Bestimmtheit in Mendelssohn's Urtheil, die aber doch fortwährend mit dem jugendlichsten Enthusiasmus verbunden war. André, einer der lebendigsten, sprühendsten, unterrichtetsten Musiker, der bis ans Ende von einer unzerstörbaren Frische blieb, war sehr scharf in seinen Aussprüchen,

wenn auch dabei voller Bonhomie. Er war einer jener in Mozart aufgegangenen Tonkünstler, die an Alles den Maßstab Mozart'scher Schönheit, Mozart'scher Vollendung legten, vor welchen Eigenschaften denn freilich viele der herrlichsten Sachen die Segel streichen müssen. Jessonda und Freischütz machten damals ihre so erfolgreichen Reisen über die Bühnen. André fand Vielerlei auszusetzen. Mendelssohn, der alles auswendig wußte, was jener irgend berührte, stimmte ihm in Manchem bei, machte in Anderem Opposition — seine vollste Anerkennung zollte er jedoch der Instrumentationskunst Spohr's und Weber's. „Wie das Orchester behandelt ist, wie das alles klingt", rief er aus. Mir klingt noch der Ton in den Ohren, mit dem er dergleichen aussprach und welcher, ich bin davon überzeugt, viel mehr die Folge jenes jugendlichen Nachahmungstriebes war, mit welchem wir es vorzugsweise geliebten Lehrern nachzuthun suchen, als der Ausdruck seines tief bescheidenen Wesens.

Sogar über Beethoven entspannen sich Discussionen. Das Stärkste, was André, der ihn in Wien oft besucht, gegen ihn vorbrachte, war eigentlich seine Weise, zu componiren, in welche der gelehrte Theoretiker Blicke gethan. So erzählte er, daß er die Partitur der A-dur-Symphonie gesehen, in welcher sich leere Bogen fanden, während die zuletzt beschriebene mit der zunächst beschriebenen Seite in gar keinem Zusammenhang stand. Beethoven habe gesagt, das werde schon verbunden werden, aber auf diese Weise müsse ja ein Musikstück jedes Flusses entbehren. Auf dergleichen ließ sich Mendelssohn nun freilich nicht entfernt ein, spielte nur immerzu ganze und halbe Sätze in seiner mächtigen, orchestralen Weise, über welche sich André zu sehr freute, um nicht sein Kriti-

siren, wenigstens für den Augenblick, gänzlich fallen zu lassen. Wer hätte auch noch etwas splitterrichtern mögen, nachdem er von Felix das Allegretto der A-dur-Symphonie gehört hatte!?

Ein Stammbuchblatt, einen dreistimmigen Canon enthaltend, datirt „Thal Ehrenbreitstein, den 27. September 1827", gibt mir den sicheren Anhaltspunct meines demnächstigen Zusammenseins mit Mendelssohn. Ich war in der Zwischenzeit bei Hummel in Weimar gewesen, hatte mit dem Meister eine Reise nach Wien gemacht und sogar dort mein Opus I, ein Clavier-Quartett, herausgegeben, und arbeitete jetzt im elterlichen Hause weiter. Diesmal war es Zufall, daß ich in den Hof schaute, als ein junger Mann mit glänzendem Cylinderhut über denselben schritt, den ich nicht erkannte. Er enthutete sich als Felix Mendelssohn, erschien mir aber in seinem ganzen äußeren Wesen sehr verändert. Die Haltung war frei, stramm, fast elegant und hatte nichts von jener etwas bequemen Nonchalance, der er in späteren Jahren oft sich hingab. Er war in Gesellschaft von zwei Universitätsfreunden auf der Reise nach Horchheim, bei Coblenz, begriffen, wo er auf dem Gute seines Onkels einen Theil seiner Ferien zubringen sollte. Nur kurz blieb er in Frankfurt, aber lange genug, um mir zu zeigen, daß er inzwischen zum Manne herangereift war.

Es war bei Schelble, über welchen hervorragenden Menschen und Tonkünstler ich mich um so mehr hier aussprechen muß, als er zu denjenigen Männern gehörte, welche am frühesten den vollen

Werth Mendelssohn's erkannten, wie er auch dessen Compositionen die einflußreichste Theilnahme widmete. Schelble, ein durchgebildeter Musiker, als Clavierspieler ausgezeichnet durch den warmen, verständnißvollen Vortrag classischer Werke, im Besitze einer herrlichen männlichen Bariton-Tenorstimme, welche er in demselben Geiste wie sein Clavierspiel ausgebildet hatte, war früher in Wien und in Frankfurt auf der Bühne gewesen. Seine großen musicalischen Fähigkeiten hatten ihn mit den bedeutendsten Künstlern in Verbindung gebracht, er hatte viel bei Beethoven verkehrt und stand zu Spohr im freundschaftlichsten Verhältniß. Trotz der großen Anerkennung, welche sein Gesang auf der Bühne gefunden, hatte er sich auf dieser nie recht heimisch gefühlt — auch scheint ihm jede schauspielerische Gewandtheit versagt gewesen zu sein. Auf seine schönen, edlen, ausdrucksvollen, aber fast immer ernsten Züge, seine etwas steife Haltung blickend, mochte man ihn für einen Gelehrten oder für einen protestantischen Geistlichen halten — sicherlich nie für einen Opernsänger. Als ich ihm, als Knabe, zuerst zugeführt wurde, hatte er dem Theater schon seit längerer Zeit entsagt, in Frankfurt als Lehrer eine hochangesehene Stellung erworben und aus kleinen Anfängen sein wichtigstes Werk, den Cäcilien-Verein, geschaffen. Die Eigenschaften und Talente, welche zur Leitung eines solchen Chor-Vereins gehören, hat vielleicht Niemand in solchem Grade besessen, wie Schelble. Pianist und Sänger, beredt und imponirend, begeistert für seine Aufgabe, von den Männern verehrt, von den Frauen angebetet, das tiefste Verständniß unserer Meisterwerke mit dem feinsten Ohre, dem geläutertsten Geschmack vereinigend, war sein Einfluß gleich groß als

Mann wie als Musiker. Seine Oratorien-Aufführungen, namentlich so lange sie nur mit Clavier-Begleitung Statt fanden (das Orchester verwischt zu vieles vom guten vocalen Vortrag), mögen zu den besten gehören, die je Statt gefunden. Auch durchweht sein Geist noch heute jenen Verein, welchen sein Schüler Messer in seinem Sinne durch längere Jahre leitete und an dessen Spitze jetzt der treffliche Capellmeister Carl Müller steht.

Hatte Schelble auch nur Weniges geschrieben, so war er doch in die tiefsten Geheimnisse musicalischen Schaffens eingedrungen. Sein Urtheil war im Größten wie im Kleinsten von ganz ungemeiner Schärfe, seine Besprechung ihm vorgelegter Compositionen eben so eingehend als anregend. Wie er den Knaben Felix schon in seinen Verein eingeführt und wie dieser sich, durch seine außerordentliche Improvisationsgabe, die begeisterte Zuneigung desselben erworben, so war er wohl der Erste, der außerhalb Berlins Mendelssohn'sche Chor-Compositionen zur Aufführung gebracht. Ihn suchte Felix denn auch alsobald nach seiner Ankunft in Frankfurt auf und ich begleitete ihn.

Das Erste was uns Mendelssohn hören ließ, waren einige Studien von Moscheles. Diese waren nicht lange vorher erschienen, Felix sprach mit großen Lobeserhebungen von denselben, spielte mehrere auswendig mit außerordentlicher Energie und offenbarer innerer Freude. Aber man wollte von seinen eigenen Compositionen etwas Neues kennen lernen, und da war denn unsere Ueberraschung groß, als er sein kurz vorher entstandenes Streichquartett in A-moll in reizend zarter duftiger Weise erklingen ließ. Ihm machte der Eindruck, den wir davon empfingen, um so mehr Freude, als die Rich-

tung, der dieses Stück angehört, in den Kreisen der Seinigen nicht so recht gewürdigt worden war und er sich damit fast etwas vereinsamt gefühlt hatte. Und dann spielte er die Sommernachtstraum-Ouverture!! Unter vier Augen erzählte er mir, mit welchem Glücke er sich durch lange Zeit mit diesem Werke beschäftigt — wie er in den freien Stunden zwischen den Vorlesungen, die er an der berliner Universität gehört, auf dem Flügel einer schönen Dame, deren Wohnung in der Nähe, daran weiter phantasirt. „Ich habe fast ein ganzes Jahr nichts Anderes gemacht," sagte er. Er hatte wahrlich seine Zeit nicht verloren.

Von dem Nichterfolg seiner im vorhergehenden Frühjahr in Berlin aufgeführten Oper „Die Hochzeit des Camacho" sprach er mit einer Mischung von Humor und nicht ganz überwundener Verdrießlichkeit. Er gab mir ganze Zwiegespräche dabei betheiligter Persönlichkeiten zum Besten, wobei er dieselben fast dramatisch darzustellen suchte, ich weiß nicht, mit wie viel Wahrheit, aber jedenfalls mit großer und vergnüglicher Lebendigkeit. Geringe, unsichere Erinnerungen an jene Mittheilungen darf ich aber um so weniger aufschreiben, da uns über diese ganze Episode aus Mendelssohn's Leben, Ed. Devrient, welcher der Sache als Freund und Künstler so nahe stand, mit den eingehendsten Berichten beschenkt hat.

Felix lud mich ein, ihn und seine Freunde wenigstens bis Bingen zu begleiten, und gern gaben meine Eltern ihre Einwilligung zum kleinen Ausfluge. In Mainz, wo wir übernachteten, wurde ein kleiner Kahn gemiethet (es war noch die ante-dampfschiffliche Zeit), mit allerlei Eß- und Trinkbarem befrachtet und

so schwammen wir heiter den herrlichen Fluß hinunter. Es wurde viel geplaudert, gelacht, bewundert — sonderbarer Weise ist mir nur ein lustiges Wort Mendelssohn's haften geblieben, der einen seiner Gefährten mit der Frage überraschte: „Weißt du, wie eine Lichtputze auf Hebräisch heißt?“ Als wir nun von Weitem des Mäusethurmes ansichtig wurden und ich darauf aufmerksam machte, daß mein Urlaub zu Ende sei und ich in Rüdesheim abgeladen werden müsse, wollte man freundlicher Weise nicht darauf eingehen, und ich ließ mich denn auch, allzu leicht, bereden, die Fahrt mit fortzusetzen. Aber die Gefährten stiegen in Horchheim aus und so fand ich mich Abends einsam in Coblenz, eigentlich in ziemlich mißlicher Lage. Jetzt aber steigen die Bilder meiner Rückkehr nach Hause so heiter vor mir auf, daß mir der freundliche Leser verzeihen möge, wenn ich sie mehr zu meiner als seiner Befriedigung hier festzuhalten suche.

Mein bißchen Reisegeld war gar sehr auf die Neige gegangen — ich hatte schon auf dem Wasser eine unbestimmte Ahnung davon gehabt — aber nicht um Alles hätte ich die Reisegefährten anpumpen mögen. Dem Abendbrode entsagend, verfügte ich mich auf die Post — es fand sich, daß mir, nachdem ich einen Platz auf dem Eilwagen nach Bingen bezahlt, noch zwölf baare, beruhigende Kreuzer blieben. Am frühen Morgen in Bingen angelangt, suchte ich das Ufer auf. Alles war noch öde — die Sonne am Aufgehen — es war herrlich kühl und still. Nach einiger Zeit schlich ein etwas verschlafener Schiffer an mich heran und frug mich, ob ich etwa nach dem andern Ufer verlange. „Wenn Sie mich nach Rüdesheim schiffen wollen,“ sagte ich, „so lohne es

Ihnen der Himmel — denn mehr als sechs Kreuzer kann ich Ihnen nicht geben." Der Mann hatte ein fühlendes Herz im Busen — er dachte auch wohl, Etwas sei besser, als Nichts und ruderte mich frisch und fröhlich hinüber. Prachtvoll war der Morgen, das Herz ging mir auf. Mit einem innerlichen Jubel begann ich nun meine Wanderung durch den lieblichen Rheingau. Zu leiblicher Stärkung hatte ich meine letzten sechs Kreuzer für Brod und kleine Birnen ausgegeben. Aber ich hatte mir einen Hafen ausgedacht, in den ich, im eigentlichen Sinne des Wortes, einzulaufen hoffte, um in demselben das Ende meiner Nöthen zu finden.

In der damals herzoglich nassauischen Residenzstadt Bieberich nämlich wohnte der Hof-Capellmeister Rummel, den ich kannte. Er war ein wohlwollender Mann und ein gewandter Componist. Freilich mißbrauchte er ein wenig seine Leichtigkeit im Produciren — er muß indeß sein Publicum gehabt haben, denn auf jeder frankfurter Messe sah man in dem Musicaliengeschäft der berühmten Schott'schen Firma seinen Namen prangen. Wie oft hatte ich als kleiner Knabe, vor der Bude stehend, nicht ohne Neid die vielen Titel seiner Compositionen gelesen. Es mochte Vormittags 10 Uhr sein, als ich in sein Zimmer trat und herzlich empfangen wurde. Nach der ersten Begrüßung begab ich mich ans Clavier und bat ihn, mir Neues und Neuestes von seinen Werken mitzutheilen, gern wurde mir gewillfahrt. Ich spielte eine Sonate — noch eine Sonate — eine Phantasie — ein Rondeau — Variationen — immer noch mehr und immer mehr verlangend — bis die Magd mit einer dampfenden Suppenschüssel hereintrat. „Wollen Sie nicht bei uns vorlieb nehmen?" sagte der Capellmeister, wie es mir in meiner Angst schien, etwas

nothgedrungen. „Gern, gern“, antwortete ich, aufathmend — ich war gerettet! Nach Tische begleitete mich der gute Mann nach Castel und nahm mir, mit den Bedingungen der Localität bekannt, in einem sogenannten Hauderer einen Platz nach Frankfurt. Am elterlichen Hause wurde ich abgesetzt, der Kutscher wurde befriedigt — ich erzählte den Meinen mein Reise-Abenteuer, zeigte Mendelssohn's Albumblatt vor und Alles war gut. O schöne Tage der Jugend!

II.

In Paris.

(December 1831 bis April 1832.)

Aus den Reisebriefen ist ersichtlich, wie vielfach angeregt Mendelssohn sich in der französischen Hauptstadt (zu jener Zeit der Hauptstadt Europa's) fühlte. Es ging ihm dort, wie öfters so manchen Persönlichkeiten, Leistungen, Verhältnissen gegenüber, an die er nicht ohne ein gewisses Vorurtheil herantrat, welche er sich vielleicht am liebsten fern gehalten, von denen er sich aber doch, nach einigen Einwendungen, gefangen nehmen ließ.

Die ersten Jahre nach der Juli-Revolution gehören in der neueren Geschichte Frankreichs gewiß zu den besten. Man war noch unter dem frischen Eindrucke der „drei Tage", Alles hatte einen neuen Aufschwung genommen, und in der Literatur und in den Künsten namentlich herrschte ein außerordentlich reges, reiches Leben. Unsere liebe Musica betreffend, konnte man es sich kaum besser wünschen. Die sogenannten Conservatoriums-Concerte unter Habeneck waren noch in ihrer ganzen Frische, und die Beethoven'schen Symphonieen wurden mit einer Vollendung aufgeführt und mit einer

Begeisterung aufgenommen, wie ich es seitdem doch nur ganz ausnahmsweise erlebt. Für die königliche Capelle in den Tuilerieen schrieb Cherubini seine Kirchenmusiken, an der großen Oper begann Meyerbeer die Reihe seiner Triumphe mit „Robert der Teufel", Rossini schrieb den „Wilhelm Tell", Scribe und Auber waren auf dem Höhepunct ihrer Thätigkeit, an der italienischen Oper waren die ersten Sänger und Sängerinnen vereinigt. Vortreffliche, ja, eminente ausübende Künstler lebten in Paris oder kamen, um sich pariser Lorbern zu holen. Baillot, vorgerückteren Alters, spielte noch mit der vollsten Energie und Poesie der Jugend, Paganini hatte zwölf Concerte hinter einander in der großen Oper gegeben, Kalkbrenner repräsentirte als stilvoller Techniker die Clementi'sche Schule, während Chopin wenige Monate vor der Ankunft Mendelssohn's sich in Paris niedergelassen hatte, und Liszt, vollends nach der mächtigen Anregung, die er durch Paganini empfangen, zwar selten öffentlich auftrat, aber das Außerordentlichste leistete. Die deutsche Kammermusik war noch nicht so verbreitet, wie sie es später geworden — jedoch hatte Baillot's Quartett fanatische Anhänger, und in manchen deutschen und französischen Häusern wurde die ernsteste Musik mit Liebe gepflegt und talentvolle Künstler fanden dort die herzlichste Aufnahme. Mit welch warmer Freude Mendelssohn unter solchen Umständen von der besten musicalischen Welt begrüßt wurde, läßt sich denken.

Das Erste, was mir vom Momente seiner Ankunft in der Erinnerung geblieben, ist die Walpurgisnacht. Ich sehe noch die kleine, eng und zierlich geschriebene Partitur, welche er von Italien mitgebracht hatte, vor Augen. Während längerer Zeit hatte ich sie auf

meinem Zimmer und ich war beim ersten Lesen so entzückt davon, wie ich es immer geblieben. So stark hatte sich diese Musik mir eingeprägt, daß mir noch Alles bekannt war, als ich sie, erst nach 16—17 Jahren zum ersten Male, und zwar unter meiner eigenen Leitung, hörte. Auch des ersten Liedes ohne Worte (in E-dur) muß ich hier erwähnen. Er hatte es in der Schweiz componirt und empfand offenbar eine kleine Ungeduld, es befreundeten Menschen mitzutheilen, denn schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts spielte er es Dr. Franck und mir vor und nannte es mit dem neu erfundenen, seitdem so vielfach mißbrauchten Namen. Es geht mit Musikstücken, die man kurz nach ihrer Entstehung kennen gelernt und welche später zu großer Popularität gelangt, wie mit Menschen, die man als Knaben gekannt und die berühmte Männer geworden — man behält zeitlebens eine Art von wenn nicht väterlichem, doch mindestens gevatterlichem Gefühl für sie.

So recht aus dem Vollen Clavier spielen hörte ich Felix zunächst eines Abends im Leo-Valentini'schen Hause, und zwar das D-dur-Trio von Beethoven. Denn es war eine Eigenthümlichkeit Mendelssohn's, seine neuen Compositionen, wenn er sie in der Intimität zu hören gab, mit einer Zurückhaltung zu spielen, die offenbar in der Intention begründet war, durch den Vortrag nicht zu bestechen und das Werk rein durch seinen Inhalt wirken zu lassen. Höchstens bei Orchester-Compositionen ließ er sich durch die Mannigfaltigkeit dessen, was ihn in Anspruch nahm, fortreißen. Spielte er aber Compositionen unserer großen Meister, so war er stets gleich in Feuer und Flammen. Am meisten und am besten hörte ich ihn während dieses Winters im Baillot'schen Kreise, in

Baillot's Hause und in dem einer alten ehrwürdigen Dame, Mad. Kiéné, deren verstorbene Tochter, Mad. Bigot, Felix als kleinem Knaben einigen Clavier-Unterricht ertheilt. Er spielte Bach'sche und Beethoven'sche Sonaten mit Baillot, Mozart'sche Concerte (mit Quartett-Begleitung), wo er denn immer prachtvolle Cadenzen improvisirte, auch sein eigenes Quartett in H-moll und Anderes. Es war ein kleiner, aber musicalisch sehr gebildeter Kreis, der sich da versammelte, und dem Gebotenen mit einer Art andachtsvoller Frömmigkeit lauschte.

Auch die provisorische Partitur der Hebriden-Ouverture hatte Mendelssohn nach Paris mitgebracht. Er erzählte mir, wie ihm nicht allein Gestalt und Farbe des Stückes beim Anblick der Fingals-Höhle aufgegangen, sondern wie ihm auch die ersten Tacte, das Hauptmotiv enthaltend, dort eingefallen seien. Abends machte er, mit seinem Freunde Klingemann, einen Besuch in einer schottischen Familie. Im Salon stand ein Piano — es war an einem Sonntage, keine Möglichkeit, Musik zu machen — er wendete seine ganze Diplomatie auf, bis es ihm gelang, das Instrument eine Minute lang zu öffnen, welche er dazu anwendete, schnell sich und dem wissenden Freunde jenes Thema vorzuspielen, aus welchem dann das originelle Meisterwerk hervorgewachsen. Aber erst nach Jahren wurde es in Düsseldorf vollendet. — Auch Habeneck nahm warmes Interesse an dem genialen Jünglinge, und eine große Anzahl der sein Orchester bildenden trefflichen Künstler zeigten ihm Verehrung und hingebende Neigung. Unter diesen waren es namentlich einige ganz junge, auch mir befreundete Musiker, die er gern und häufig sah und die mit jener liebenswürdigen Wärme an ihm hingen,

wie sie oft dem Franzosen eigen. Ich nenne vor Allen den trefflichen Violoncellisten Franchomme, die talentvollen Geiger (Schüler Baillot's) de Cuvillon und Sauzay, von welchen letzterer später der Schwiegersohn seines Meisters wurde. „Ce bon Mendelssohn" — so sprachen sie später oft von ihm — „quel talent, quelle tête, quelle organisation!" Cuvillon schloß ihm sein ganzes Herz auf, und nicht ohne Rührung erzählte mir Felix eines Abends von dessen Confessionen, — wie er voll von Begeisterung für Baillot nach Paris gekommen, um bei ihm Unterricht zu nehmen und sich gedacht, ein solcher Mann müsse auch eine fürstliche Existenz haben — wie er sich seine Einrichtung und sein ganzes Hauswesen ausgemalt, und nun diesen König der Geiger in einem dritten Stock gefunden, in fast gedrückten Verhältnissen, den ganzen Tag Unterricht gebend, jungen Mädchen als Accompagnateur dienend, im Orchester spielend. Das habe ihn so traurig gemacht, und er begreife noch immer nicht, wie es nur möglich.

Durch Habeneck und dessen Concert-Gesellschaft kam Mendelssohn auch in Berührung mit dem größeren Publicum. Er spielte das G-dur-Concert von Beethoven; mit welchem Erfolge ist in seinen Reisebriefen zu lesen. Auch die Ouverture zum Sommernachtstraum kam zur Aufführung und hatte großen Beifall. Ich wohnte der ersten Probe bei. Der zweite Hoboist war ausgeblieben, was sich wohl verschmerzen ließ, aber als man anfangen wollte, fand sich auch die Stelle des Paukenkünstlers unbesetzt. Zur allgemeinsten Heiterkeit sprang Mendelssohn aufs Orchester, bemächtigte sich der Schlägel und wirbelte wie ein Tambour der alten Garde. Zur Aufführung hatte man ihm einen Platz in einer Loge des ersten

Ranges gegeben, in welcher auch ein paar vornehme Musikfreunde saßen. Während des letzten Forte (nach welchem der Elfen-Reigen nochmals eintritt) sagte einer jener Herren zum andern: „c'est très bien, très bien, mais nous savons le reste", und sie schlichen davon, ohne jenen „Rest" zu hören und ohne den Componisten in ihrer Nähe zu vermuthen.

Das Ende von Mendelssohn's Verhältniß zu jenem herrlichen Orchester war aber unerfreulich, ja, verletzend für ihn. Seine Reformations-Symphonie sollte gegeben werden. Man spielte sie in einer Probe, der ich nicht beiwohnte; aber nach der Aussage unserer jungen Freunde sprach das Werk die Musiker nicht an und man führte es nicht auf. „Es sei gar zu scholastisch", sagte mir Cuvillon, „zu viele Fugatos, zu wenig Melodie" u. dergl. mehr. Bis zu einem gewissen Grade muß später der Componist diesem Urtheil beigetreten sein, denn er hat das Werk nicht veröffentlicht. Aber zu jener Zeit war es ihm werth, und die stille Weise, in der man es beseitigte, hat ihm jedenfalls weh gethan. Ich habe die kleine Begebenheit nie berührt und er hat mir auch nie davon gesprochen.

Einige andere, freilich viel schmerzlichere Begebenheiten fielen in den pariser Winter. In Thränen aufgelöst trat Mendelssohn eines Vormittags in mein Zimmer und fand Anfangs keine Worte, um mir mitzutheilen, daß sein Freund, der Geiger Eduard Rietz, gestorben sei. Alles, was er von ihm sagte, die Schilderung seines Wesens und Talentes zeigten, wie tief ihn dieser Verlust ergriffen. In den Reisebriefen fand ich nach langen Jahren den Ausdruck seines Schmerzes in höhern, ruhigern Worten, aber

in jenen ersten Stunden wurde es ihm schwer, auch nur zu einiger Fassung zu gelangen.

Dann kam die Nachricht vom Tode Goethe's, welche auch mich tief berührte, wenn auch ein so einzig vollendetes Leben mehr zur Bewunderung als zum Schmerze Veranlassung geben mußte. Mendelssohn erzählte aufs ausführlichste von seinem letzten Aufenthalte im Hause „des alten Herrn", dem er einen kleinen Abriß der neueren Musikgeschichte von Bach bis Beethoven auf dem Clavier vorgetragen hatte. Daß dieser Verlust dem alten Zelter sehr nahe gehen würde, malte Felix sich theilnahmvoll aus und sagte: „Du sollst sehen, der überlebt Goethe nicht lange." Und er hatte richtig prophezeit — schon nach wenigen Monaten folgte Zelter dem Freunde, der ihm ein kleines Plätzchen in seinem Unsterblichkeitspalaste gegönnt hat.

Im Allgemeinen lebte Mendelssohn aber in Paris, wie auch aus seinen veröffentlichten Briefen hervorgeht, ein jugendfrisches Leben und gab sich ohne viel Federlesens dem Momente hin. Ein gut Stück Zeit wurde dem Schachspiel geopfert — er war ein vortrefflicher Schachspieler, und seine Combattanten, der Dichter Michael Beer, Bruder Meyerbeer's, und Dr. Hermann Franck konnten ihm nur ausnahmsweise eine Partie abgewinnen. Letzterer wollte es nicht Wort haben, der Schwächere zu sein, und darauf hin hatte Mendelssohn eine Phrase ausfindig gemacht, die er nach jedem neuen Siege unerbittlich wiederholte: „Wir spielen ganz gleich gut — ganz gleich gut — nur spiele ich ein Bißchen besser."

Mit Meyerbeer kam er nicht viel zusammen, obschon Ersterer eine sicherlich ungeheuchelte Verehrung für Mendelssohn's Talent

an den Tag legte. Eine drollige kleine Geschichte ereignete sich in den ersten Wochen. Von vielen Personen mußte Félix hören, er habe große Aehnlichkeit mit dem Verfasser des Robert. Im ersten Moment mochten Gestalt und Haltung einige Veranlassung dazu geben, auch trugen beide ihr Haar in gleicher Weise. Ich zog Mendelssohn zuweilen damit auf, ihn aber verdroß es ernstlich und eines Morgens erschien er mit, aber gräulich geschnittenen oder verschnittenen Haaren. Die Sache erregte unter den Näherstehenden viel Heiterkeit, um so mehr, als Meyerbeer selbst sie alsobald erfuhr, aber in seiner unverbrüchlich liebenswürdigen Weise aufs Artigste aufnahm.

Chopin hatte während Mendelssohn's Aufenthalt in München daselbst Concerte und Beweise seines eminenten Talents gegeben. In Paris angelangt, wo er gänzlich unbekannt, hatte er bei Kalkbrenner sehr freundliche Aufnahme gefunden, wie denn diesem das Lob nicht vorzuenthalten ist, ein höchst eleganter, gewandter und gern und gut empfangender Wirth gewesen zu sein. Kalkbrenner zollte dem Talente Chopin's auch alle Anerkennung, jedoch ein wenig aus der Höhe herunter. Namentlich fand er die Technik des polnischen Pianisten nicht ausreichend und forderte ihn auf, eine Zeit lang in die Classe zu kommen, die er für junge, talentvolle Clavierspieler eröffnet hatte. Chopin in seiner feinen, geschmeidigen Weise wollte das nicht geradezu abweisen, ging ein oder zwei Mal hin und hörte sich die Sache an. Als nun Mendelssohn davon erfuhr, wurde er wild — denn er hatte einestheils eine hohe Idee von Chopin's Talent, anderntheils war ihm Kalkbrenner schon von Berlin her durch einige allzu starke

Charlatanerieen nicht sympathisch. Dort in Berlin hatte er eines Abends im Mendelssohn'schen Hause eine große Fantasie gespielt, und die Frage Fanny's, ob dieselbe improvisirt gewesen, bejahend beantwortet. Am anderen Morgen aber erkannten die Geschwister in einem gestochenen Stücke, „Effusio musica“, die improvisirte Fantasie von Anfang bis Ende wieder. Daß sich jetzt Chopin gefallen zu lassen schien, als Schüler Kalkbrenner's zu gelten, schien Mendelssohn, mit Recht, der ungeheuerlichste Unsinn, und er sprach seine Meinung hierüber auf das Unverblümteste aus. Indeß wurde der Sache bald auf sehr natürliche Weise ein Ende gemacht. Chopin gab eine Soirée im Salon Pleyel, wo alle musicalischen Notabilitäten versammelt waren, spielte sein E-moll-Concert, Mazurka's und Nocturno's und riß alle Welt zur Bewunderung hin. Von einer ferneren Vervollkommnung seiner Technik unter Kalkbrenner's Leitung war dann auch nicht mehr die Rede und Mendelssohn applaudirte triumphirend.

Zwischen Kalkbrenner und Mendelssohn blieb das Verhältniß immer etwas hinkend. Letzterer konnte das Entgegenkommen des Ersteren nicht zurückweisen, wir waren ein paar Mal dort zusammen zu Tische, es lief Alles ganz glatt ab, aber Felix war nicht zu bewegen, die Tasten von Kalkbrenner's Flügel zu berühren, so sehr wir ihm alle zuredeten. Uebrigens waren wir insgesammt, Kalkbrenner's Artigkeiten gegenüber, einiger Maßen undankbare Gemüther und hatten unsere leise Schadenfreude daran, ihn hie und da ein wenig zu quälen. So erinnere ich mich, daß wir uns, Mendelssohn, Chopin, Liszt und meine Wenigkeit, einstmals vor einem Café des Boulevard des Italiens niedergelassen hatten,

zu einer Jahres- und Tageszeit, wo unsere Anwesenheit dort sehr exceptionel war. Plötzlich sahen wir Kalkbrenner auf dem Trottoir erscheinen. Es war sein großer Ehrgeiz, stets den vollkommensten Gentleman darzustellen, und in dem Gefühle, wie höchst lästig es ihm sein müsse, einer so ungebundenen Bande zu begegnen, umringten wir ihn aufs freundlichste und sprachen so lebhaft auf ihn los, indem wir ihm jeden Ausgang unmöglich machten, daß er eine leise Verzweiflung empfand, die uns entzückte. Jugend hat keine Tugend.

Wie ausgelassen heiter Mendelssohn zu jener Zeit sein konnte, mag noch ein kleines Histörchen beweisen, das freilich kaum diesen Namen verdient. Wir gehen zu später Stunde und in ziemlich ernstem Gespräche über den schon ganz vereinsamten Boulevard nach Hause, als Felix plötzlich still steht. „Wir müssen doch auch unsere Sprünge in Paris gemacht haben," ruft er aus, „jetzt machen wir unsere Sprünge! Aufgepaßt! Eins — zwei — drei!" Meine Entrechats mögen nicht sehr glänzend gewesen sein, denn ich war eigentlich über die Zumuthung etwas verblüfft. Aber ich habe den Moment nie vergessen.

Ziemlich bald nach Mendelssohn's Ankunft in Paris erwartete ich ihn mit Dr. Franck in seinem Zimmer, als er freudestrahlend hereintrat. „Da habe ich ein Wunder erlebt, ein wahres Wunder," ließ er sich vernehmen, — und auf unsere fragenden Ausrufungen fuhr er fort: „Und ist es nicht ein Wunder? Ich war mit Liszt bei Erard und legte ihm das Manuscript meines Concertes vor — und er spielte es, es ist kaum leserlich, mit der größten Vollendung vom Blatt — man kann es gar nicht schöner spielen, als er es

gespielt hat — es war wunderbar!" Mich überraschte es nicht, denn ich hatte längst die Erfahrung gemacht, daß Liszt die meisten neuen Sachen zum ersten Mal am schönsten spielte, weil sie ihm dann gerade genug zu thun gaben. Das zweite Mal mußte er schon dazu thun, wenn es für sein Interesse ausreichend sein sollte.

Noch muß ich Ole Bull's erwähnen. Der späterhin so gefeierte Geiger kam damals nach Paris als ausgerissener Student der Theologie. Für Musik zeigte er den glühendsten Enthusiasmus, gab aber nicht das geringste Lebenszeichen seines Talentes. Er war das dankbarste Publicum, das sich denken läßt, und die Ansichten über Musik und Musiker, welche er in sehr anfechtbarem, jedoch nicht minder unterhaltendem Deutsch äußerte, waren uns ein wahres Gaudium. Oefters luden wir ihn zu-Tische und vorgespielt wurde ihm ohne Ende. Nach wenigen Jahren sah ich ihn als berühmten Virtuosen wieder, die „Schwedenthümlichkeit", die mich früher so sehr entzückt hatte, war aber ein wenig zur Manier geworden.

Den alten würdigen Cherubini besuchte Mendelssohn von Zeit zu Zeit. „Er ist ein so außerordentlicher Meister," sagte Felix einstmals zu mir. „Nun sollte man doch denken, daß zum großen Componisten vor Allem Wärme der Empfindung, Herz, Gemüth oder wie du es nennen magst, gehören müsse — ich glaube aber, Cherubini macht Alles lediglich mit dem Kopfe." Nachdem ihm Mendelssohn eines Tages eine achtstimmige Composition a capella (ich glaube, sein „tu es Petrus") gezeigt, erzählte er mir, wie die Sache abgelaufen und sagte schließlich: „Der Alte ist aber zu pedantisch — ich habe da einmal einen verdoppelten Quartenvorhalt und den wollte er unter keiner Bedingung gelten lassen." In späteren

Jahren kamen wir wieder auf diesen Vorfall zu sprechen, da sagte Mendelssohn: „Und der Alte hat doch recht gehabt — man soll's nicht schreiben."

Durch sein erstaunenswürdiges musicalisches Gedächtniß machte uns Felix oft die größte Freude und er unterhielt sich selbst damit. Das war kein Auswendig gelerntes, sondern Haftengebliebenes — und in welchem Umfange! Waren wir, ein kleines Häufchen musicalischer Leute, beisammen und das Gespräch stockte, so setzte er an den Flügel, spielte irgend ein fernliegendes Stück und verlangte, man solle vor Allem den Componisten erkennen. So trug er uns die Arie aus den Jahreszeiten vor: „Hier steht der Wandrer nun, verirrt und zweifelhaft," in welcher kein Nötchen mangelte von den springenden, zwischen den Geigen wechselnden Figuren. Es klang wie ein echtes Clavierstück und wir standen eine gute Weile da, „verirrt und zweifelhaft". Ein musikliebender Geistlicher, Abbé Bardin, versammelte allwöchentlich in den Nachmittagsstunden viele Musiker und Musikfreunde und es wurde da ganz ernsthaft und vortrefflich musicirt, wenn auch nicht Alles vorbereitet war. Ich hatte gerade das Es-dur-Concert von Beethoven öffentlich gespielt und man verlangte es dort wieder zu hören. Die Orchesterstimmen waren da, Streichkünstler ebenfalls, aber keine Bläser. „Die will ich übernehmen," sagte Mendelssohn, setzte sich an ein Pianino, welches neben dem Flügel stand, und ergänzte, auswendig wohlverstanden, das Orchester so vollständig — ich glaube nicht, daß eine Note des zweiten Horns ausblieb. Und das geschah alles so einfach, so spielend im besten Sinne, als könne und dürfe es gar nicht anders sein.

Es war eine heitere Zeit. Hatten wir nicht auseinanderliegende Verpflichtungen, so fanden wir uns gewöhnlich Nachmittags zusammen. Das zweite Frühstück übersprangen wir gern, um Morgens nicht auszugehen, hatten aber nun, kurze Zeit vor der Dinerstunde, erbärmlichen Hunger. Da blieb denn ein kleiner Besuch beim Patissier selten aus — ich glaube, wir fasteten hauptsächlich, um einen Vorwand zu haben, dieser Leidenschaft zu fröhnen. Abends gingen wir oft zusammen ins Theater, am meisten ins Gymnase Dramatique, für welches Scribe zu jener Zeit vorzugsweise schrieb und wo eine reizende Schauspielerin, Leontine Fay, uns gänzlich gefangen genommen hatte. Sie war die Darstellerin jener Scribe'schen jungen Frauen, welche, in bedenkliche Verhältnisse gerathen, eben so viel Anmuth als Sensibilität zu entwickeln haben. Eine schlanke Brünette mit wundervollen dunkeln Augen, in ihren mäßigen Bewegungen von unsagbarer Grazie und mit einem Organ, dessen Klang schon zum Herzen ging. Auch der berühmten Taglioni, der ersten, die diesen tanzenden Namen in der Welt erklingen machte, weihten wir die größte Bewunderung. Sie ist die Einzige geblieben, die mir die Poesie des Tanzes und der Pantomime rein vor das Auge gebracht, — Schöneres und Rührenderes als ihre Darstellung der Sylphide läßt sich gar nicht denken. Börne sagt irgendwo von ihr: „Sie umgaukelt sich selbst, ist Schmetterling und Blume zu gleicher Zeit," hat aber mit diesem zierlichen Bilde nur einen kleinen Theil ihres Talentes bezeichnet.

Ich hatte im vergangenen Jahre ein Clavier-Concert componirt und öffentlich gespielt, dessen letzter Satz mir nicht behagte. Da ich es nun im Mendelssohn'schen Winter wieder vortragen mußte,

nahm ich mir vor, ein neues Finale zu schreiben. Es sollte insgeheim ein musicalisches Bild der Leontine Fay geben — ich hatte angefangen, aber das Concert war in wenigen Wochen, und Mendelssohn behauptete, ich würde nicht zur rechten Zeit mit meiner Arbeit fertig werden. Das wollte ich nicht gelten lassen, und wir wetteten um ein Souper, wer Recht behalten würde. Angeregt durch des Freundes Widerspruch, machte ich ein wahres Kunststück, indem ich die Instrumentation des Satzes in Partitur schrieb, ohne auch nur eine Note der Solostimme aufzuzeichnen. Auch der Copist strengte sich an, und so gelang es mir, am bestimmten Tage das Concert mit dem neuen Satze zu spielen. Felix bezahlte das Souper, an welchem Theil zu nehmen dem bekannten Harfenspieler Labarre, einem hübschen, talentvollen und amusanten Manne vergönnt wurde. Wie weit die Zeichnung der Leontine Fay gelungen war, will ich auf sich beruhen lassen, obschon Felix zugestand, sie sei nicht ohne Aehnlichkeit.

Inmitten aller pariser Zerstreuungen benutzte Mendelssohn jede ruhige Stunde für seine Arbeiten, welche theilweise seinem gegenwärtigen Leben so fern lagen, wie möglich. Freilich waren es zum Theil Werke, an die er die letzte Hand legte, wie seine Kirchenmusiken, sein Streichquintett und Anderes. Gänzlich Neues mag in jenen Monaten so sehr viel nicht entstanden sein — ich erinnere mich, daß er mir frisch componirte Lieder und kürzere Clavierstücke vorspielte. An meinen Arbeiten (ich hatte damals unter Anderem meine ersten drei Trio's componirt) nahm er den freundschaftlichsten und fruchtbringendsten Antheil. Auf Alles, was ihm gefiel, ging er mit wahrer Liebe ein — Sachen, die ihm aber

nicht mundeten, konnten ihn zu den eigenthümlichsten Aeußerungen veranlassen. So warf er sich eines Tages, nachdem ich ihm, ich weiß nicht mehr welche längst verbrannte Composition vorgespielt, auf den Boden und kugelte sich eine ganze Weile im Zimmer umher. Glücklicher Weise war der steinerne Fußboden mit einem Teppich bedeckt.

Manchen Abend brachten wir auch ganz ruhig und einsam am gemüthlich lodernden Kaminfeuer zu und disputirten über Kunst und Künstler. Waren wir über das Beste und Schönste auch stets derselben Meinung, so gingen doch unsere Ansichten über italienische und französische Componisten vielfach aus einander. Ich nahm stärker Partei für deren Leistungen, als er gelten lassen wollte. Aber auch den von ihm verehrtesten Meistern gegenüber hielt er zuweilen mit manchen kritischen Worten nicht zurück. So äußerte er einst bezüglich Händel's, man könne glauben, er habe so seine verschiedenen musicalischen Schubladen gehabt, in der einen seien kriegerische, in der anderen heidnische, in einer dritten fromme Chöre enthalten gewesen. Von der Oper im Allgemeinen sprechend, meinte er, so vollendete dramatische Meisterwerke, wie ein Wilhelm Tell und andere Stücke Schiller's habe sie doch noch nicht aufzuweisen — und die müßten doch einmal gemacht werden, sei es durch wen es sei. Für Weber, dessen musicalischen Schwächen ihm sehr klar waren, hegte er jedoch eine ganz besondere, fast persönliche Zuneigung. Als dieser zur Aufführung des „Freischütz" in Berlin gewesen, erzählte er (Mendelssohn) mir, habe er einen so furchtbaren Respect vor ihm gehabt, daß er sich kaum ihm zu nähern gewagt, und da einst Weber, nach einer Probe, ins Mendels-

sohn'sche Haus fahren und ihn mitnehmen wollte, verweigerte er diese Ehre eigensinnig, lief aber durch nähere Wege in einem solchen Tempo nach Hause, daß er dem Herrn Hof-Capellmeister doch bei seiner Ankunft den Schlag öffnen konnte. Von den Mozart'schen Werken ging ihm, glaube ich, die Zauberflöte über Alles. So künstlerisch bewußt, mit den einfachsten Mitteln zu sagen, was man sagen wolle und nicht mehr und nicht weniger und in solcher Schönheit und Vollendung, das schien ihm über jeden Ausdruck bewunderungswürdig.

Fataler Weise mußte ich Paris um einige Wochen früher verlassen als Mendelssohn — meine Eltern riefen mich auf einige Zeit nach Hause. Er kam, mit anderen jungen Freunden, in den bekannten Posthof der Rue J. J. Rousseau, um mir glückliche Reise zu wünschen. „Eigentlich beneide ich dich," rief er aus, „jetzt zum Frühjahr nach Deutschland hinein, das ist doch das Beste." Leider befiel ihn nach meiner Abreise während der letzten Wochen noch ein, zum Glück nur leichter Anfall von Cholera. Er ging von Paris nach London — die französische Hauptstadt hat er nie wieder besucht.

III.

In Aachen und Düsseldorf.

(Mai 1834.)

Felix Mendelssohn an seine Mutter.*)

Düsseldorf, den 23. Mai 1834.

Heut vor acht Tagen fuhr ich mit den beiden Woringen's nach Aachen, da eine Cabinetsordre fünf Tage vor dem Feste die Feier auf Pfingsten erlaubte, und zwar in solchen Worten, daß die Erlaubniß für die nächsten Jahre nun sehr wahrscheinlich wird. Die Schnellpost fuhr eilf Stunden und ich langweilte mich sträflich, kam verdrießlich an, wir gingen gleich in die Probe und ich hörte, im Parquet sitzend, noch ein paar Nummern aus Deborah; sage darauf zu Woringen, nun will ich auch von hier aus dem Hiller, zum ersten Mal seit zwei Jahren, schreiben, weil er seine Sache so nett gemacht hat. Denn wirklich war seine Arbeit so bescheiden und wohlklingend und dem Händel untergeordnet, dem er nichts weggestrichen hat, daß ich mich freute, zu sehen, wie noch andere

*) Aus den Briefen Mendelssohn's, II. Band.

Leute meines Sinnes sind und danach thun. Oben im ersten Range saß ein Mann mit Schnurrbart, las in der Partitur nach, und als der nach der Probe ins Theater hinunter geht und ich herauf, so begegnen wir uns in der Coulisse und mir stolpert richtig Ferdinand Hiller in die Arme und will mich vor Freude zerdrücken. Er war von Paris gekommen, um das Oratorium zu hören, und Chopin hatte seine Stunden im Stich gelassen, war mitgefahren, und so trafen wir uns da wieder. Jetzt hatte ich mein Vergnügen am Musikfeste weg, denn wir Drei blieben nun zusammen, bekamen für uns allein eine Loge im Theater (wo die Aufführungen sind) und natürlich ging es dann am folgenden Morgen an ein Clavier, wo ich großen Genuß hatte. Sie haben beide ihre Fertigkeit immer mehr ausgebildet und als Clavierspieler ist Chopin jetzt einer der allerersten — macht so neue Sachen, wie Paganini auf der Geige und bringt Wunderdinge herbei, die man sich nie möglich gedacht hätte. Auch Hiller ist ein vortrefflicher Spieler, kräftig und coquet genug. Beide laboriren nur etwas an der pariser Verzweiflungssucht und Leidenschaftssucherei, und haben Tact und Ruhe und das recht Musicalische oft gar sehr aus den Augen gelassen; ich nun wieder vielleicht zu wenig, und so ergänzen wir uns, und lernten, glaub' ich, alle Drei von einander, indem ich mir ein Bißchen wie ein Schulmeister und sie sich ein Bißchen wie Mirliflors oder Incroyables vorkamen. Nach dem Feste reisten wir zusammen nach Düsseldorf, brachten einen sehr angenehmen Tag unter Musiciren und Discutiren darüber zu; dann begleitete ich sie gestern nach Köln und heute früh reisten sie nach Coblenz per Dampf hinauf — ich hinunter, und die hübsche Episode war vorbei.

Im Interesse meiner Leser würde ich diesem anmuthigen Briefe kaum etwas hinzuzufügen haben. Aber ich kann dem Reize nicht widerstehen, jene „hübsche Episode", mit der Feder in der Hand, noch einmal zu durchleben, weiter ausholend, länger verweilend, auch da, wo es nicht vorzugsweise den Freund betrifft, dem diese Blätter geweiht sind.

Im Sommer des Jahres 1833, im mütterlichen Hause in Frankfurt lebend (meinen edlen Vater hatte ich im Frühling verloren), beschäftigte ich mich eifrig mit den Händel'schen Oratorien, deren Partituren der mir freundlich gesinnte Ferdinand Ries zu meiner Disposition gestellt hatte. „Deborah" war mir gänzlich neu und fesselte mich so sehr, daß ich anfing, den Text ins Deutsche zu übersetzen, ohne damit irgend eine Absicht zu verbinden — doch theilte ich's Ries mit. Im Herbst nach Paris zurückgekehrt, wohin mich meine gute Mutter jetzt begleitete, erhielt ich einen Brief von Ries, in welchem er anfrug, ob ich geneigt sei, jenes Oratorium für das nächste Rheinische Musikfest zu übersetzen und in der Instrumentation zu ergänzen. Bis zum neuen Jahre müsse aber alles fertig sein. Mit Freuden, ja, mit Entzücken ging ich auf den Vorschlag ein und brachte auch Alles rechtzeitig zu Stande. Zur Belohnung wurde mir eine Einladung zum Feste zu Theil. Chopin, mit dem ich in täglichem herzlichen Verkehr stand, ließ sich leicht bereden, mich zu begleiten, und wir waren mit unseren Reiseplanen beschäftigt, als aus Aachen die Nachricht kam, das Musikfest dürfe an den Pfingsttagen nicht Statt finden — vielleicht später. Kaum hatten wir uns jedoch mit diesem Aufschub unserer Reise-Unternehmung abgefunden, als eine neueste Nachricht verkündete, das

Fest sei nun doch wieder an den Pfingsttagen gestattet. Ich eile zu Chopin, um ihm die Freudenbotschaft zu bringen — aber melancholisch lächelnd antwortete er mir, den Ausflug mitzumachen, sei ihm jetzt nicht mehr möglich. Chopin's Casse war nämlich eine stets geöffnete Heils-Fundgrube für seine emigrirten polnischen Landsleute. Wohl hatte er sich für die Reise die nöthigen Mittel bei Seite gelegt — aber die Reise sollte ja für jetzt nicht mehr Statt finden, und so hatten zwei Mal vierundzwanzig Stunden hingereicht, seine Geldschublade aufs gründlichste zu leeren. Nach längerem Hin- und Herreden (ich wollte Chopin's Begleitung unter keiner Bedingung missen) sagte er: „ich denke, es wird gehen" — holt das Manuscript seines reizenden Walzers in Es-dur hervor, springt damit in die Pleyel'sche Verlagshandlung und kommt mit 500 Franken zurück. Wer war glücklicher, als ich!

Aufs heiterste verlief die Fahrt nach Aachen, wo mir die Ehre zu Theil ward, im Hause des Herrn Ober-Bürgermeisters Emunds einquartiert zu werden. Chopin bezog ein Zimmer in nächster Nähe. Wir begaben uns sofort in die Probe zu „Deborah" und dort begegnete ich zu meiner freudigsten Ueberraschung Felix Mendelssohn, der sich uns treulichst anschloß. Man schien damals in Aachen noch keine rechte Ahnung von seiner Bedeutung zu haben, wie man sich denn auch erst zwölf Jahre später, ein Jahr vor seinem Tode, entschloß, ihm die Leitung eines Musikfestes anzuvertrauen. Abgesehen von einigen Stücken aus der „Deborah" haben sich die Eindrücke der damaligen Aufführungen gänzlich bei mir verwischt. Um so lebhafter ist mir die Erinnerung an den Tag geblieben, den wir in Düsseldorf verlebten, wo die unter Schadow's Einfluß

neu aufgelebte Akademie in vollster Jugendfrische stand. Mendelssohn hatte im vergangenen Frühling das Musikfest dort dirigirt und im Herbst seine Functionen als Musikdirector angetreten. Er bewohnte ein paar hübsche Zimmer im Parterre des Schadowschen Hauses, arbeitete am Paulus, verkehrte viel mit den jungen Malern, hielt sich ein Reitpferd und war sehr guter Dinge. Wir verbrachten den ganzen Morgen an seinem Flügel und machten uns gegenseitig Musik. Auf den Nachmittag hatte uns Schadow zu einem Spaziergange eingeladen. Die Physiognomie der Gesellschaft, in welcher wir uns befanden, und der Ton, der da herrschte, sind mir unvergeßlich geblieben. Man konnte sich einen Propheten mit seinen Jüngern so vorstellen. Schadow mit seinem herrlichen Kopf, seinem vornehm-gemüthlichen Wesen, seiner Beredsamkeit, umgeben von einer Anzahl, theilweise auffallend schöner junger Männer, von welchen die meisten schon bedeutende Künstler waren, die aber in stillster Bescheidenheit seinen Worten lauschten und denen es ganz natürlich schien, zuweilen ganz gehörig abgekanzelt zu werden. So sehr war es Schadow zur zweiten Natur geworden, auch im geselligen Verkehr den belebenden, anregenden, aber auch strengen Meister zu zeigen, daß er, als Felix äußerte, er werde uns am folgenden Tage nach Köln begleiten, ihn in ziemlich ernstem Tone frug, was denn inmitten aller dieser Fahrten und Zerstreuungen aus dem Paulus werde? Sehr bescheiden aber doch fest erwiederte Mendelssohn, „zur rechten Zeit werde der schon fertig“. Schließlich wurde Kaffee getrunken und Kegel geschoben, — Felix, der zu Pferde nachgekommen war, überließ mir sein Roß, um nach Hause zu reiten. Chopin, von Niemanden gekannt, äußerst zurückhaltend,

hielt sich während des Spazierganges in meiner nächsten Nähe, beobachtete und machte mir leise, leise Bemerkungen. Für den späteren Abend waren wir zu Schadow's eingeladen, deren herzliche Gastfreundschaft sich nie verläugnete. Wir fanden da einige der hervorragendsten jungen Maler, es entwickelte sich das lebhafteste Gespräch und Alles wäre gut und schön gewesen, wenn der arme Chopin nicht gar zu zurückhaltend — um nicht zu sagen unbemerkt, da gesessen hätte. Wir wußten aber, Mendelssohn und ich, daß er seine Revanche nehmen werde und freuten uns im Stillen darauf. Der Flügel wurde geöffnet, ich begann, Mendelssohn folgte — als wir nun Chopin baten, auch etwas vorzutragen, sah man ihn und uns mit etwas mißtrauischen Blicken an. Aber er hatte kaum einige Tacte gespielt, als alle Anwesenden, Schadow vor Allen, wie verwandelt auf ihn hinschauten — so etwas hatte man denn doch noch nie gehört. Entzückt verlangte man mehr und immer mehr — Graf Almaviva hatte sich als Grande entpuppt und Alles war sprachlos.

Am folgenden Tage begleitete uns Felix auf dem Dampfer nach Köln, wo wir gegen Abend anlangten. Er führte uns an die Apostelkirche und dann auf die Rheinbrücke, wo wir uns einiger Maßen humoristisch trennten. Ich sah in den Fluß hinunter und machte irgend eine überschwengliche Bemerkung. „Der Hiller wird sentimental, Gott steh uns bei! Adieu, lebt wohl," rief Mendelssohn aus — und verschwunden war er.

Ein Jahr später erhielt ich folgende Briefe:

Düsseldorf, den 26. Februar 1835.

Lieber Hiller!

Ich hab eine Bitte an Dich. Du wirst es freilich sehr unrecht finden, daß ich meinen ersten Brief so anfange und Dir nicht längst von freien Stücken geschrieben habe — ich finde es selbst unrecht —, aber wenn Du bedenkst, daß ich der schlechteste Correspondent von der Welt und dennoch der überhäufteste bin (vielleicht Louis Philippe ausgenommen), so entschuldigst Du mich doch wohl. Du hörst meine Bitte an, die hier folgt und gedenkst lustiger Zeiten und erfüllst sie mir dann.

Du wirst Dich vom vorigen Jahr her erinnern, wie der zweite Tag bei den Musikfesten gewöhnlich angeordnet wird. Eine Sinfonie, eine Ouverture und zwei oder drei größere Musikstücke für Chor und Orchester, etwa in der Art und Länge von Mozart's „Davide penitente“ oder auch kürzer und lustiger, auch ganz weltliche Texte, auch bloß ein größeres Stück (wie z. B. Beethoven's „Meeresstille“). Ich habe nun diesmal das Fest in Köln zu dirigiren und möchte wissen, ob Cherubini ein Stück componirt hat, das sich zur Aufführung am zweiten Tage eignete und das er (wenn es Manuscript ist) dazu hergäbe. Du stehst mit ihm, wie Du mir sagtest, auf einem so guten Fuße, daß Du mir hierüber gewiß am besten Auskunft verschaffen könntest. Ist es gedruckt, so bitte ich Dich um Deine Meinung und den vollständigen Titel, damit ich's kommen lassen kann. Die Worte könnten lateinisch, italienisch, französisch sein, und der Inhalt, wie gesagt, geistlich

oder nicht. Die Hauptbedingung wäre nur, daß Chor und Orchester dabei beschäftigt wären, auch wäre mir es lieb, wenn es ein größeres Stück, etwa eine halbe Stunde lang, in mehreren Sätzen sein könnte, aber auch ein einzelnes kürzeres wäre mir (wenn kein langes da ist) lieb. Er soll in früherer Zeit mehrere große Hymnen für die Revolution gemacht haben, die sehr schön sein sollen, wäre nicht eine davon geeignet? Hier sind alle diese Sachen unmöglich zur Durchsicht zu bekommen, und es würde Dir nur ein paar Stunden oder Gänge kosten, so bin ich überzeugt, Du kannst meine Bitte erfüllen, namentlich da Du mit Cherubini vertraut bist und er Dir also gewiß gleich sagt, was in dieser Art von ihm, und wo es zu finden ist. Ließe sich etwas den Musikern noch ganz Unbekanntes schaffen, so wäre es freilich das Beste; daß das ganze Comité und die Ober-Bürgermeisterei und die ganze Stadt Köln, und was sonst noch, gern an Cherubini schriebe, und ihn darum anginge, weißt Du wohl. Auch würde sie sich's gewiß gern etwas kosten lassen, aber Beides könnte ihn, bei seiner curiosen Art, in übler Stunde treffen, und er macht sich auch wohl niemals viel daraus; darum ist es am besten, wenn Du der Sache Dich annehmen willst und mir dann schreibst, was weiter geschehen soll. Mir liegt gerade daran, daß am zweiten Tage lauter schöne Musik gemacht werde, darum ist mir diese Bitte wichtig und ich hoffe gewiß, Du erfüllst sie mir.

Dann erfahre ich auch zugleich was von Deinem Leben auf Eurer Eisenbahn. Zuweilen höre ich wohl aus dem Messager oder Constitutionel, wenn Du eine Soirée gibst oder mit Baillot Bach'sche Sonaten spielst; aber das ist immer nur wenig und Abgerissenes.

Ich möchte wissen, ob Du eine größere fortwährende Beschäftigung hast, ob Du viel componirt hast, und was, ob Du wieder nach Deutschland kommen willst — und da siehst Du, daß ich der Alte noch bin.

Mein Oratorium wird in einigen Wochen ganz fertig, im October soll es im Cäcilien-Verein gegeben werden, wie mir Schelble schreibt. Auch neue Claviersachen habe ich und will nächstens einige herausgeben; bei jeder altmodischen Passage, die mir einfällt, denke ich an Dich und Deine Warnung und hoffe dergleichen Einfälle dadurch los zu werden. Daraus schließest Du nun gewiß, daß ich oft an Dich denke und Du könntest mir das auch außerdem wohl glauben. Meine drei Ouverturen sind noch immer nicht heraus; heut schreiben mir Härtels, daß sie beim Buchbinder sind, also in einigen Tagen hier. Dann schicke ich Dir das versprochene Exemplar mit der ersten Gelegenheit, und sobald meine neue Sinfonie herauskommt, auch die. Dein Versprechen aber, mir dafür die Gips-Caricaturen zuzuschicken, möchte ich Dir gerne erlassen und Dich statt dessen um ein paar Abschriften von neuen Compositionen bitten — es wäre mir ein bedeutend Theil lieber. Grüß mir den Chopinetto und sag mir, was er Neues gemacht hat; erzähl ihm, daß die hiesigen Regiments-Musiker mir zu meinem Geburtstage eine Morgenmusik brachten, wo sie unter Anderem seine B-dur-Mazurka mit Posaunen und großer Trommel ausführten; die Stelle in Ges-dur klang zum Todtlachen mit zwei tiefen Fagotts; à propos, neulich sah ich hier die Sinfonie von Berlioz, von Liszt arrangirt, und spielte sie mir durch und begriff von Neuem nicht, wie Du an dergleichen irgend etwas finden kannst. Ich weiß mir

nichts Faderes, Langweiligeres und Philisterhafteres zu denken, denn bei allem Bestreben, recht toll zu sein, kann er nicht einmal dazu kommen, und Euer Liszt mit seinen zwei Fingern auf einer Taste kann einem bürgerlichen Kleinstädter, wie ich bin, auch gestohlen werden. Wozu dient alles das? Aber dennoch ist's wohl hübscher in Paris als hier, und wenn's auch bloß der Frau v. S. halber (Frau v. M's. Schwester) wäre, die ich gar zu hübsch finde, und die nun in Paris ist; hier aber keine hübsche Seele. Und dann gibt es freilich gute Cumpane genug da (grüße Cavillon, Sauzay und Liszt, auch den Baillot viel Tausendmal und weder Herrn * noch Madame * noch das Kind und laß Eichthal durch Chopin grüßen) und amusant ist's auch nicht wenig, aber dennoch möcht' ich, Du kämst wieder nach Deutschland.

Nun genug Plauderei. Antworte mir recht bald, sobald Du kannst auf meine Bitte und sag mir Bescheid, empfiehl mich Deiner Frau Mutter und lebe wohl und glücklich.

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Düsseldorf, den 14. März 1835.

Lieber Hiller!

Habe Dank für Deinen lieben liebenswürdigen Brief, durch den Du mir eine sehr große Freude gemacht hast. Das ist Unrecht, daß Du sagst, ich müsse Dir des Geschäfts wegen noch einmal antworten, denn Du kannst mir glauben, es wäre ohnehin auch geschehen, und willst Du das versuchen, so antworte mir hierauf recht bald, da wirst Du sehen, wie ich wieder schreiben will. Es wäre mir gar zu lieb, von Eurem Leben und Treiben was Ordentliches zu hören, mir's wieder recht vergegenwärtigen zu können, vom meinigen weiß ich wenig zu sagen; doch ist kein Gedanke daran, daß ich Deutschland verlassen und nach England gehen wolle; wer hat Dir denn so etwas erzählt? Ob ich freilich in Düsseldorf bleibe, länger als mein Contract mich bindet (er läuft kommenden October ab), ist eine andere Frage; denn hier ist so durchaus gar keine Musik zu hören und zu machen, daß ich mich wieder nach einem bessern Orchester sehne, und wahrscheinlich eine andere Anerbietung annehme, die mir gemacht wird. Ich wollte auf einige Jahre wieder frei leben, eine sogenannte Kunstreise etwa machen und noch einmal allen Stellen und Musikdirectorschaften ein Schnippchen schlagen, aber mein Vater will es nicht haben, und ich folge ihm darin unbedingt. Du weißt, daß ich von Anfang an nur die Absicht hatte, einige größere Stücke hier in rechter Ruhe zu schreiben, das wird wohl bis dahin geschehen sein, und so hoffe ich den Aufenthalt hier genutzt zu haben. Angenehm ist er auch, denn die

Maler sind prächtige, gute Leute, und freuen sich ihres Lebens, und auch zur Musik herrscht viel Lust und Liebe hier; nur ist's auf die Länge mit allem guten Willen bei so beschränkten Mitteln unersprießlich, und die ganze Mühe fällt in den Brunnen. Ich versichere Dich, wenn man niederschlägt, und alle fangen einzeln an, aber keiner recht tüchtig und beim piano hört man, wie die Flöte zu hoch stimmt, und Triolen kann kein Düsseldorfer deutlich spielen, sondern er macht ein Achtel und zwei Sechszehntheil, und jedes Allegro hört noch einmal so schnell auf, als es anfängt, und die Hoboe spielt E in C-moll und alle Saiten-Instrumente werden unter den Röcken im Regen getragen, im Sonnenschein bloß — wenn Du mich einmal dies Orchester dirigiren hörtest, Dich brächten vier Pferde nicht zum zweiten Male hin. Bei alle dem sind ein paar Musiker dabei, die jedem Orchester, ja sogar Eurem Conservatorium Ehre machten, aber das ist eben das Elend in Deutschland, daß die Baßposaune und der Pauker und der Contrabaß vortrefflich sind, und alle übrigen höchst niederträchtig. Dazu ist ein Singverein von 120 Personen da, den ich alle Woche ein Mal zureiten muß und wo sie Händel recht gut und genau singen und im Winter sind sechs Abonnements-Concerte, im Sommer jeden Monat ein paar Messen und alle Dilettanten zanken sich unter einander bis auf's Blut und Keiner will Solo singen, oder vielmehr Alle, und sie hassen alle Prätention und machen nichts als das — Du kennst ja das Musikmachen in einer kleinen deutschen Stadt (Gott sei bei uns).

Das ist freilich eine sonderbare Art, um davon wieder anzufangen, daß Du in Deutschland sein solltest. Aber die freundlichen

und auch sehr treffenden Worte, mit denen Du die Einladung zum Essen ablehnst, die weisen mich doch noch nicht zurück. Im Gegentheil möchte ich Dich bitten, mir nun einmal recht im Ernst die Frage zu beantworten: Würdest Du unter irgend einer Bedingung in Deutschland leben wollen? Und unter welchen? Denn mit dem theoretischen Streit darüber kommen wir nicht weiter, das haben wir schon in Aachen vor dem Posthause gemerkt. Aber nun möchte ich wissen, wenn z. B. eine Stelle, wie die von Hummel oder von Spohr in Cassel oder von Grund in Meiningen, kurz eine Capellmeisterstelle bei einem kleinen Fürsten vacant würde, würdest Du eine solche annehmen, und Dich dadurch bestimmen lassen, von Paris wegzugehen? Würde es Dir dabei auf bedeutende pecuniäre Vortheile ankommen? Oder denkst Du überhaupt nicht daran, wieder zu kommen und hat das Leben dort zu viel Anziehendes und Anregendes? Nimm mir die vielen Fragen nur auf keinen Fall übel und antworte mir recht ausführlich darauf. Es wäre ja immer möglich, daß sich einmal solch eine deutsche Stelle fände und Du kannst Dir denken, wie ich es wünschte, Dich näher zu wissen, für mich persönlich und für die Sache der guten Musik.

Nun auch noch vom Geschäft, für das Du vielen Dank haben sollst, weil Du es so schnell und zu unser aller Freude zu Stande gebracht hast. Am liebsten wäre es mir, wenn Du mir die Motette Es-dur, iste die sammt dem fünfstimmigen tantum ergo und zugleich auch den Krönungsmarsch aus der Messe du sacre schicken wolltest. Hierum bitte ich Dich nun. Es wird ein Herr Bel aus Köln zu Dir kommen und Dich nach diesen Sachen fragen, dem bitte ich Dich denn sie zu geben, daß er sie mir überschickt und

ihm zugleich zu sagen, was Du ausgelegt hast, damit er Dich remboursire. Und hab' nochmals vielen Dank. — Deine Etuden und Lieder habe ich nicht von Frankfurt erhalten, hingegen liegen die Rêveries auf meinem Piano, weil ein Bekannter von mir die französische Zeitung hier hält und mir jedesmal zuschickt, sobald etwas von Dir oder Chopin drin ist. Mein Liebling ist die erste in Fis-dur, die mir sehr gefällt, auch die A-moll ist eigen und charmant. Aber sage mir doch recht ausführlich, was Du gemacht hast und namentlich, was Du zu machen gedenkst. Ich sehe aus Deiner Aeußerung, daß Du ein größeres Werk vor hast, aber Du sagst mir nicht, was es ist. . . . .

Dein F. M.

Bendemann, Schirmer und Hildebrand, die ich gestern sah, lassen Dich grüßen und Du möchtest bald wieder herkommen.

Als ich gegen das Ende des Jahres 1847 als Dirigent nach Düsseldorf gekommen, fand ich die Musik dort auf einer ganz anderen Stufe stehend. Ferdinand Rietz hatte nicht vergeblich dort eine zwölfjährige Wirksamkeit entfaltet. Bei meiner Uebersiedlung nach Köln, 1850, vermittelte ich die Besetzung der Stelle durch Robert Schumann.

IV.

In Frankfurt am Main.

(Sommer 1836.)

Meine gute Mutter hatte den Aufenthalt in Paris aufgegeben, um mir Freiheit zu lassen zu einer längst sehnsüchtig gewünschten Reise nach Italien. So kehrten wir denn im Frühling 1836 nach Frankfurt a. M. zurück, von wo ich mich aber, kaum angekommen, eiligst auf den Weg machte nach Düsseldorf. Dort hatte in jenem Jahre das Niederrheinische Musikfest Statt unter Mendelssohn's Leitung und der „Paulus" wurde zum ersten Male aufgeführt. Der Saal im Becker'schen Garten (jetzt der sogenannte Rittersaal der städtischen Tonhalle) war zu klein für die große Anzahl der Zuhörer und Ausführenden. Trompeten und Posaunen schmetterten von der Galerie des niedrigen Saales ihr „Wachet auf" herunter. Zu spät angelangt, um noch eine Probe mitzumachen, fand ich mich, einem neuen Werke gegenüber, auf meinem Platze etwas vereinsamt, in furchtbarer Hitze nach Luft schmachtend und hatte unter diesen Umständen nicht den tiefen Eindruck, den ich erwartet hatte. (Später wurde das Oratorium mir immer lieber und ich halte, namentlich den

ersten Theil desselben, für eine der edelsten, schönsten Compositionen Mendelssohn's.) Die Zuhörer aber, die das Werk zum dritten oder vierten Mal hörten, waren entzückt, die Ausführenden begeistert, und als am dritten Tage unter Anderem der Chor: „Mache dich auf und werde Licht" wiederholt wurde, hörte ich ihn schon mit ganz anderen Ohren und jubelte mit den Anderen. Mendelssohn bildete in allen Beziehungen den Mittelpunct des Festes, nicht allein als Componist, Dirigent und Clavierspieler, sondern auch als heiterer, liebenswürdiger Hausherr möchte ich sagen — Bekanntschaften vermittelnd, Zusammengehörige zusammenbringend, Freundlichkeiten spendend, wo es ihm irgend möglich. Ich sah dort zum ersten Male Sterndale Bennet, erneuerte meine Knabenfreundschaft mit Ferd. David und erfreute mich des Umgangs der schon so berühmten jungen Maler der Schadow'schen Schule. Abgesehen vom Paulus ist mir von dem musicalischen Theile des Festes nur die Ausführung der Kreutzer gewidmeten Sonate von Beethoven im Gedächtniß geblieben, welche Mendelssohn und David am dritten Tage hinreißend lebendig, ein Herz und eine Seele, zum Besten gaben.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr erschien auch Felix in Frankfurt. Der erste Eindruck, der ihm daselbst wurde, entsproß einem Berichte über das Musikfest (dem e r s t e n, der ihm vor Augen kam), in welchem sein Paulus von oben herab in jenem Tone bewußtvoller Geringschätzung besprochen wurde, in welchem sich so viele Kritiker gefallen, Künstlern gegenüber, die hoch über ihnen stehen. Daß gerade das Erste, was er über sein so liebevoll vollendetes Werk las, so schnöden Inhaltes war, konnte er doch eine Weile lang nicht verwinden — der Verfasser hatte seinen Zweck erreicht.

Unser würdiger Freund Schelble war, schwer erkrankt, nach seinem Heimathsorte Hüfingen (im Badischen) gezogen, und Mendelssohn hatte ihm versprochen, auf einige Zeit die Leitung des Cäcilien-Vereins zu übernehmen. Nur während sechs Wochen stand er demselben vor, wirkte aber während dieser kurzen Zeit begeisternd auf die Ausübenden. Er ließ Händel und Bach singen, vom Letztern namentlich die wunderbar-herrliche Cantate: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit". Seine enthusiastische Bewunderung des großen alten Meisters wußte er dem Chore mitzutheilen — man war wie elektrisirt. Dabei athmete sein ganzes Wesen freundlichstes Wohlwollen, er benahm sich auf das liebenswürdigste und gewann alle Herzen.

Mendelssohn hatte die geräumige Wohnung Schelble's bezogen, welche, an der Ecke der „schönen Aussicht" liegend, einen herrlichen Blick stromauf- und stromabwärts gewährte und fühlte sich dort sehr behaglich. Er liebte es, befreundete Personen bei sich zu sehen und es war ihm sogar angenehm, Vormittags während seiner Arbeitszeit hie und da durch einen sympathischen Besuch gestört zu werden. Unsere Wohnung, am Pfarreisen, war wenig von der seinen entfernt und wir sahen uns sehr häufig. Meine gute Mutter, welche sich, trotz ihrer unendlichen mütterlichen Liebe, auch für mir überlegene Talente gern und leicht begeisterte, schwärmte für Mendelssohn und that ihm zu Liebe, was ihr nur irgend möglich. Sie hatte bald seine Lieblingsgerichte erforscht, wußte auch sonst seinen kleinen Gewohnheiten nachzugeben, und so fühlte er sich sehr bei uns zu Hause. Oefters hatte sie heimlich einen Wagen bestellen lassen, um uns zu entfernteren Ausflügen zu veranlassen in die schöne,

unerschöpfliche Umgegend meiner Vaterstadt. Auf einer jener Spazierfahrten hatte ich Gelegenheit, den Freund auch einmal etwas wüthend zu sehen. Es war in der Nähe des reizend gelegenen Bergen. Der Kutscher hatte, ich weiß nicht welche Dummheit, gesagt oder gethan, als Mendelssohn zornglühend aus dem Wagen sprang, den Menschen mit höchst unangenehmen Worten überschüttete und unter keiner Bedingung wieder einsteigen wollte. Die Strafe war auf unserer Seite. Meine Mutter erschrak, als wir erhitzt und abgehetzt zu später Abendstunde bei ihr eintraten, da wir den langen Weg zu Fuße zurückzulegen genöthigt gewesen. Während des Abendbrodes mußte Felix selbst über das Vorgefallene lachen, hielt aber doch durchaus die Richtigkeit seiner Handlungsweise aufrecht.

„Und es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück."

So erinnere ich mich, daß einstmals unmittelbar nach Tische Mendelssohn meine Etuden auf dem Flügel liegen sah, sich hinsetzte und sämmtliche vierundzwanzig Stücke hintereinander bewunderungswürdig vortrug. Meine gute Mutter schwamm in Seligkeit. „Das ist doch ein ganzer Mann, der Felix," sagte sie freudestrahlend zu mir. Dieser suchte, sehr erhitzt und aufgeregt, aber in der heitersten Laune, solche Freude gemacht zu haben, das lederne Sopha in meinem Zimmer auf, auf welchem sich herumzuwälzen zu seinen besonderen Liebhabereien gehörte.

Mancher interessante Besuch erfreute uns in jener Zeit. Unter anderen der des bekannten schwedischen Liedercomponisten Lindblad,

dessen heitere Lebhaftigkeit durch seine nordländische Aussprache einen besonderen Reiz erhielt. Er blieb nur wenige Tage, aber wir sahen ihn viel. Als Mendelssohn ihm eines Morgens die Ouverture zur schönen Melusine vorspielte, sagte er: „Diese Musik belauscht sich selbst.“ — Vielleicht thut sie's — aber sie muß ihre Freude haben an dem, was sie hört.

Das interessanteste Ereigniß jener Frühlingswochen war die Anwesenheit Rossini's in Frankfurt und sein fast tägliches Zusammentreffen mit Mendelssohn in unserem Hause.

Der berühmteste aller Maëstro's war mit Frau Baron James von Rothschild nach Frankfurt gekommen, um der Hochzeit eines der jüngeren Glieder der Familie beizuwohnen — im Sinne der Frau James gewiß, um sie durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Denn die hochgebildete Dame kannte Rossini von seinen besten Seiten und war so eben auf der langsam zurückgelegten Reise wieder Zeugin gewesen von seinem tiefen Verständniß alles Schönen und seiner Freude an Kunst und Natur. Rossini, seit seinem Wilhelm Tell auf der höchsten Stufe des Ruhmes, war zu jener Zeit auch auf der Höhe seiner Persönlichkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf. Der enorme Embonpoint der früheren Jahre hatte sich verloren, seine Gestalt war voll, aber nicht disproportionirt und sein prachtvolles Antlitz, in welchem sich die Kraft des Denkers vereinigt fand mit dem Witze des Humoristen, strahlte in Gesundheit und Glück. Mit dem melodischsten Organe sprach er das Französische eben so rein wie das Italienische — der lange Aufenthalt in Paris und der Umgang mit den ersten dort lebenden Persönlichkeiten hatten aus dem übermüthigen jungen italienischen

Maëstro einen Mann gemacht, der, eben so vornehm wie anmuthig und gemüthlich, Jeden bezaubern mußte durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit.

Zu unserer größten Freude war er eines Morgens bei uns eingetreten und erzählte von seiner Reise durch Belgien und von Allem, was ihn hie und dort frappirt, als ich die Klingel hörte und in der sichern Voraussetzung, Mendelssohn sei da, hinaussprang, um die Thüre des Corridors zu öffnen. Es war Felix — und Julius Rietz, eben erst angekommen, war mit ihm. Ich kündigte die Gegenwart Rossini's an, was Mendelssohn mit fröhlichen Ausrufungen beantwortete. Rietz war aber trotz allem Zureden nicht zu bewegen, mit einzutreten und machte Kehrum. Felix trat ein und Rossini empfing ihn in so ausgesucht achtungsvoller und zugleich freundlicher Weise, daß sich nach wenigen Minuten das Gespräch lebendig und natürlich im Gange fand.

Rossini wollte, daß Mendelssohn ihm spiele und obschon dies Letzterem nicht so ganz recht war, wurde doch schon für den nächsten Morgen ein Zusammentreffen bei uns verabredet, welches sich im Laufe der folgenden Tage noch öfters wiederholte. Es war nun ganz reizend, wie Felix, eigentlich mit innerem Widerstreben, doch jedes Mal von Neuem sich der imponirenden Liebenswürdigkeit des Maëstro fügen mußte, welcher, am Clavier stehend, mit aufrichtigstem Interesse zuhörte und seine mehr oder weniger große Befriedigung in ernsten und heiteren Worten kundgab. Ich kann nicht läugnen (es war ja auch ganz natürlich), daß Felix in seinem jugendlichen Wesen, einem Tonsetzer seine Compositionen vortragend, dessen Melodieen die ganze singende Welt beherrschten, in gewisser

Art äußerlich eine inferiore Rolle spielte, wie sie ja immer Statt hat, wenn man sich einem bedeutenden Manne künstlerisch vorstellt, der keine Revanche gibt. Auch fing es zuweilen an in Mendelssohn ein wenig zu revolutioniren. „Wenn Dein Rossini," sagte er eines Morgens, als wir uns in den Fluten des Mains zusammen fanden, „wieder solche Dinge murmelt, wie gestern, dann spiele ich ihm doch nichts mehr vor". Was hat er denn gemurmelt? frug ich, ich habe nichts gehört. „Aber ich wohl — ça sent la Sonate de Scarlatti, hat er zwischen den Zähnen gelispelt, als ich das Fis-moll-Stück spielte." Das ist ja nichts so Schlimmes! „Ah bah!" — aber am folgenden Tage setzte er sich doch wieder ans Clavier. Ich muß hier hinzufügen, daß noch in den spätesten Jahren seines Lebens Rossini dieses Zusammentreffens mit Mendelssohn in der herzlichsten Weise gedachte und seiner Bewunderung dessen Talentes den lebendigsten Ausdruck verlieh.

Einen wahrhaft berauschenden Eindruck machte übrigens die Anwesenheit Rossini's auf die ganze frankfurter Musikercolonie. Gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft mußte ich mit ihm zu allen bedeutenden Kunstgenossen fahren, wobei ich mehrfach die Rolle des Dolmetschers zu machen hatte. Der Eine und der Andere wollte vor Schreck und Ueberraschung fast ohnmächtig werden, als Rossini bei ihm eintrat. Meine Mutter lud nun alle die Herren und ein paar fremde Virtuosen, die auch zufällig in Frankfurt anwesend, zu einer Soirée ein, um sie mit Rossini zusammenzubringen. Und da war es doch fast humoristisch, zu sehen, wie es Jedem darum zu thun war, sich dem unsoliden italienischen Componisten zu zeigen. Capellmeister Guhr spielte ein Stück Sonate

seiner Composition, Ferdinand Ries die rhythmisch combinirte Etude, mit welcher er zuerst in London Aufsehen erregt, Aloys Schmitt gab ein Rondeau, ein Anderer eine Nocturne zum Besten. Mendelssohn amusirte sich höchlichst darüber. Rossini aber benahm sich an jenem Abend so vornehm, wie ich mich kaum erinnere, ihn je wieder gesehen zu haben; sehr höflich, sehr freundlich, sehr anerkennend, gar zu anerkennend — am folgenden Tage kam der Schalk zum Vorschein.

Man hatte Rossini zu Ehren auch ein Festessen auf der Mainlust veranstaltet, an welchem sich so viele Notabilitäten aller Art betheiligten, als der Raum es erlaubte und bei welchem auch Mendelssohn anwesend war. Nach Ende der Tafel ging der Held des Tages im Garten plaudernd auf und ab, wie er es überhaupt nach Tische zu halten pflegte. Alle Wege und Grasplätze waren mit Menschen angefüllt, die den Wundermann sehen wollten — man reckte sich die Hälse aus — man drückte sich nach allen Himmelszonen, um ihm mit dem Blicke zu begegnen — aber er that, als ob er von alledem nichts merkte. Ich habe im Freien einem solchen persönlichen Erfolg eines Componisten (wenn er nicht gerade begraben wurde) nie wieder beigewohnt.

Für Mendelssohn wurde das Frühjahr 1836 zu einem der wichtigsten Abschnitte seines Lebens, er fand die Gefährtin desselben.

In dem hochangesehenen Souchay'schen Hause wohnte bei ihren Eltern und mit ihren Kindern die noch jugendliche Frau Jeanrenaud, Witwe eines im blühendsten Alter verstorbenen Predigers der französisch-reformirten Gemeinde in Frankfurt. Felix, dort eingeführt, fühlte sich bald unwiderstehlich angezogen, von der holdseligen Er-

scheinung der ältesten Tochter Cécile, wie sie in Folge der Nationalität des Vaters genannt wurde. Seine Besuche bei Frau Jeanrenaud wurden immer häufiger, aber in so zurückhaltender Weise benahm er sich gegen die Erwählte seines Herzens, daß diese, wie sie mir es selbst später in Gegenwart des Gatten lächelnd erzählte, durch mehrere Wochen gar nicht daran dachte, das Erscheinen Mendelssohn's auf sich zu beziehen, sondern glaubte, er komme nur um ihrer Mutter willen, welche freilich, jugendlich lebendig, gescheidt und gebildet und dabei das unverfälschteste Frankfurterisch plauschend, in hohem Grade anziehend war.

Sprach Felix in diesen ersten Zeiten wenig mit Cécile, so sprach er um so mehr von ihr, wenn er von ihr entfernt. In meinem Zimmer nach Tische auf dem Sopha ausruhend, auf langen Spaziergängen in den milden Sommernächten (wo sich oft Dr. S. zu uns gesellte), schwärmte er von der Lieblichkeit, Anmuth und Schönheit der Auserkorenen. Schwulst lag ihm fern, im Leben wie in der Kunst — mit reizender Offenheit und Natürlichkeit ließ er sich über alle die Vorzüge des geliebten Mädchens aus, oft in heiterster, halb lachender, dann wieder in herzlichster, aber nie sentimentaler oder hochpathetischer oder gar brennend leidenschaftlicher Weise. Wie ernst ihm aber dabei zu Muthe war, ließ sich leicht erkennen, auch war er kaum zu Gesprächen zu bringen, die sich nicht mehr oder weniger auf seine Neigung bezogen. Ich kannte die Auserkorene seines Herzens damals noch nicht, konnte also nur den theilnehmenden Zuhörer abgeben. Wie wenig dankbar die Rolle des Vertrauten ist, wissen wir aus der französischen Tragödie — ich hatte nicht einmal die Befriedigung, der einzige

Confident zu sein, denn, wie schon erwähnt, Dr. S. war oft genug gleichzeitig Zeuge von Felix' Herzensergüssen, aber dafür konnte ich mich mit Jenem über die uns werdenden Offenbarungen aussprechen, und die aufrichtige Liebe zu Mendelssohn, welche wir theilten, ließ uns leicht hinwegsehen über das Stück Monotonie, welches nun einmal von je her verliebte Ergüsse auszeichnet. — Die frankfurter Gesellschaft verfolgte mit neugierigem Interesse Mendelssohn's doch halb verhüllte Werbung, und manche Aeußerungen, von welchen ich vernahm, zeigten mir, daß es in gewissen Kreisen kaum ausreichte, Genie, Bildung, Ruhm, Liebenswürdigkeit, Vermögen zu besitzen und einer bedeutenden, ja, berühmten Familie anzugehören, um seine Blicke zu einer jungen Patricierin erheben zu dürfen — doch glaube ich nicht, daß dergleichen je zu Mendelssohn's Ohren kam. Um sich körperlich zu stärken, auch wie uns Ed. Devrient aus sicherer Quelle mittheilt, um seine Neigung durch Entfernung von der Geliebten zu prüfen, ging Felix Anfangs August ins Seebad. Vom Haag erhielt ich kurz nach seiner Abreise folgenden Brief, dessen humoristischer Ingrimm, mehr als empfindsame Phrasen es thun würden, zeigt, wie schwer es ihm wurde, die Wochen der Trennung zu überstehen.

's Gravenhage, den 7. August 1836.

Lieber Hiller!

O Gott, säße ich doch am Pfarreisen bei Dir und erzählte von Holland, statt Dir davon zu schreiben; ich glaube, man kann in Frankfurt gar keine Idee davon haben, wie langweilig es im Haag ist. Wenn Du mir nicht auf diesen Brief umgehend antwortest und mir wenigstens acht Seiten über Frankfurt schreibst, und übers Fahrthor*) und Dich und die Deinigen, und Musik und die ganze lebendige Welt, so ist möglich, daß ich hier ein Käsehändler werde und gar nicht wieder komme. Kein gescheuter Gedanke ist durch diesen Kopf gegangen, seit ich aus dem Hotel de Russie herausfuhr; jetzt gewöhne ich mich sogar schon nachgerade daran und erwarte gar nichts Gescheutes mehr, rechne nur nach, wie lange ich zurückzureisen habe, und freue mich, daß ich heute schon mein sechstes Bad genommen, etwa ein Viertel von der ganzen Strafarbeit. Wärest Du ich, Du hättest schon zehn Mal eingepackt, das Käseland mit dem Rücken angesehn, Deinen Reisegefährten einige sehr unverständliche Worte gesagt und wärest zurückgereist; ich möchte es wohl auch thun, nur ein gewisses Philisterthum, das ich bekanntlich besitze, hält mich davon ab. In Düsseldorf

*) In der nächsten Nähe desselben wohnte die Familie Jeanrenaud.

mußte ich statt zwei, drei Tage bleiben, weil S. durchaus nicht fortzukriegen war; ich glaube, diese paar Tage haben nicht wenig dazu beigetragen, mich melancholisch zu machen. Es war dort Alles so sehr vorbei, die leidige Erinnerung, von der ich, wie Du weißt, gar nichts halte, spielte ihre Rolle schon wieder. Das Musikfest sollte schön gewesen sein; darüber wurde aber die Gegenwart langweilig; von Schindler und seinen Schriften und Gegenschriften mußte ich ein Längstes und Breitestes hören, das war nicht kurzweilig; bei * aß ich den Mittag, das war aber auch schon lange vorbei; Rietz sieht, obwohl er für den Moment erholt ist, so entsetzlich krank aus und ist so aufgeregt, und von den düsseldorfer Musikfreunden so angestrengt und (von Einigen) so mißhandelt, daß mir sein Wiederfinden in der Seele weh that; auf dem Dampfboot regnete es bis Rotterdam, Schirmer fuhr mit bis hieher, dann ging er zu Dampf nach Havre, später nach Paris — aber, o Gott, wäre ich doch am Pfarreisen! — Denn hier ging die eigentliche Plage erst los. S. wurde grimmig und fand Alles zu theuer, wir konnten keine Wohnung finden, keinen Wagen, die Holländer verstanden kein Hochdeutsch, obwohl S. alle Leute keck mit Hochdeutsch anredete, sein Sohn war unartig, die Plage war groß. Jetzt haben wir hier im Haag ein Logis gefunden, fahren alle Morgen um 8 nach Scheveningen hinaus, baden uns ab und die Maschine ist in gehörigem Gange. Draußen in Scheveningen ist der Anblick des Meeres freilich nicht todt zu machen, geheimnißvoll und unergründlich bleibt die grüne, grade Linie immer und die Muscheln und Fische sind nett, die die Ebbe an den Strand spült. Aber so prosaisch, wie das Meer nur irgend sein

kann, ist es doch hier; die Dünen sehen traurig, trostlos aus und man sieht fast nichts vom Wasserspiegel, weil der Standpunct so niedrig ist; und die Hälfte des Meeres ist gefärbt, wie der Strand, weil es Anfangs sehr flach ist, erst ganz in der Entfernung fängt die Tiefe an. Große Schiffe gibt es nirgend, lauter mittelgroße Fischerboote; da hab' ich denn wenig Freude, obwohl heut ein Holländer mich festhielt, als ich am Strande lief, und mir sagte: Hier solle se nu majestuosische Idee sammele! Ich dachte, wärst du im Pfefferlande und ich im Weinlande; nicht einmal recht einsam kann man hier sein, der Musikliebhaber gibt es auch hier, die es übel nehmen, wenn man sie aufrichtig anschnauzt; sogar mehrere Leipzigerinnen baden in Scheveningen und gehen nach dem Bade mit langhängenden ungekämmten Haaren spazieren, was infam aussieht, und wobei man ihnen die Cour machen soll. Mein einziger Trost ist Herr v. * (da muß es weit mit mir gekommen sein), aber er ennuyirt sich auch schmählich, deßhalb sind unsere Gemüther gleich gestimmt. Zwar sieht er das Meer immer an, als könne er's morgen abzapfen lassen, wenn er wollte, aber das thut nichts, ich gehe doch lieber mit ihm spazieren, als mit den Leipzigerinnen mit den langen Haaren. Endlich muß ich S.'s Jungen erziehen, ihm lateinische Constructionen aus dem Cornelius Nepos machen helfen, ihm Federn schneiden, Morgens und Abends Thee und Butterbrod machen, heut mußte ich ihn ins Wasser persuadiren, weil er bisher immer mit dem Vater sehr schrie und immer große Furcht hat; so lebe ich hier im Haag; ich wollte ich lebte am Pfarreisen! Aber schreibe bald, wie es da aussieht und tröste mich ein wenig. — — Das war doch gute Zeit, die wir jetzt in Frank-

furt verlebten; da ich mündlich zu so etwas selten komme, so muß ich Dir es hier hinschreiben, wie herzlich dankbar ich Dir dafür bin. Die Spaziergänge am Main in der Nacht und manche Stunde in Deinem Haus, und die Nachmittage, wo ich auf dem Sopha lag, und Du Dich verflucht ennuyirtest, ich mich aber nicht, die werde ich niemals vergessen. Eigentlich ist es doch schade, daß wir so selten und nur auf so kurz immer zusammen kommen; es würde uns Beiden doch viel Freude machen, wenn's anders wäre. Oder glaubst Du, daß wir uns endlich zanken würden? Ich meine nicht.

Hast Du denn seit meiner Abreise noch an unsere leipziger Ouverture wieder gedacht, die mir so lieb ist? Ich bitte Dich, laß mich sie fertig finden, wenn ich zurückkomme; es kostet Dich ja jetzt nur ein paar Nachmittage, fast nur eine Abschrift. Und mein Clavierstück, wie steht es damit? Ich habe hier an Musik noch nicht gedacht, aber viel gezeichnet und gemalt, und werde doch vielleicht einige Musik mitbringen. Was macht der Cäcilien-Verein? Lebt er, oder schläft er und schnarcht? Manches von unserer frankfurter Zeit wird doch wohl vorbei sein; . . . . Besagter * theilte mir heute auch mit, daß H. Bräutigam sei, ist das wahr? Dann mußt Du Dich auch bald verheirathen. Ich schlage Mme. M. dazu vor, hast Du die wiedergesehen und die Darmstädterin? Schreibe mir nur von ganz Frankfurt. Sage Mlle. J., hier in meinem Zimmer hinge nur ein Kupferstich, der stelle aber la ville de Toulon vor, wobei ich denn jederzeit an sie als Toulonne denken muß. Und nun grüße mir vor Allem Deine Mutter vielmal und aufs angelegentlichste und laß mich sehr, sehr bald von Dir hören. Wenn mir die Geduld nicht reißt, so bleibe ich bis zum 24. oder

26. August hier und fahre dann zu Land oder zu Wasser nach der freien Reichsstadt. Ich wollt, ich sähe sie erst! Wenn Du diesen Brief einem Menschen zeigst, so wollte ich, Du würdest gebraten und ich würde ohnehin gehängt; also verschließ ihn oder verbrenn ihn, aber schreib mir umgehend wieder, poste restante à la Haye. Lebe wohl und bleibe mir gut und schreibe mir bald.

Dein

Felix M.=B.

Daß ich diesen Brief nicht verbrannte, wird man begreiflich finden, und daß ich ihn jetzt nicht länger verschließe, wird man mir danken. In den auf seinen Empfang folgenden Tagen hatte mich ein kleines Unglück betroffen. Ich sprang auf der Schwimmschule bei seichtem Wasser in den Main und trat auf einen spitzen Glasscherben. Es mußte eine kleine Ader durchschnitten worden sein, denn als ich, von starkem Schmerz betroffen, wieder ans Land stieg, sprang eine blutige Miniatur=Fontaine lustig in die Höhe. Das Schauspiel derselben unterhielt mich mehr, als es mich schreckte — aber gegen Abend bekam ich eine Art von nervösem Zufall, nach welchem ich mich sehr schwach, ja, krank fühlte. Nach einigen Tagen empfahl der Arzt eine Luftveränderung und schickte mich nach Homburg, zur Zeit ein einsamer, durchaus idyllischer kleiner Ort. Ein einziges Häuschen stand in der Nähe der Quelle, wo wir, die Mutter und ich, uns ansiedelten. Ein paar Dutzend Frankfurter bildeten die ganze Bade=Gesellschaft. Von dort gab ich Mendelssohn Bericht über meine Lage, und erhielt folgende Antwort:

Haag, den 18. August 1836.

Lieber Ferdinand!

Das ist ja eine fatale Nachricht, die Dein Brief mir gibt und die der ganz verstimmte Ton darin bestätigt, daß Du langweilige, böse und kranke Zeit erlebt hast; ich möchte hoffen, daß Dir jetzt besser zu Muth ist, daß Dich vielleicht diese Zeilen schon wieder in ganz anderer Laune treffen, als die, in der Du mir schriebst; aber da Du aufs Land gehen mußt, so ist die Sache gewiß hartnäckig gewesen, und wenn Du bei Deiner starken Natur Nervenzufälle bekamest und an Mattigkeit leidest, das muß doch ernsthaft sein und Du Armer mußt gewiß viel Geduld gehabt haben; wenn's nur jetzt vorüber ist und ich Dich wieder gesund und stark in Frankfurt finde! Sonderbar ist's, daß ich mir auch seit acht bis zehn Tagen den Fuß im Bade verletzt habe (freilich viel weniger bedeutend als Du, nur versprungen) und seit der Zeit mühsam umherhinke, was zwar eine Art Sympathie zwischen uns ist, aber den Aufenthalt hier noch lästiger macht; denn wenn man in solcher Badekur seinem Körper nicht einmal ordentlich freien Lauf lassen kann (im Doppelsinn), so hat man wirklich gar nichts zu thun. Ueberhaupt, willst Du diesen Brief als Aufheiterungsmittel haben, so fürchte ich, Du wirst den guten Willen für die That nehmen müssen; ich fange gar zu viel Grillen, seit ich hinken muß und tauge schlecht zum Aufheitern. Noch dazu hat

sich S. seit einigen Tagen fortgemacht und mich hier unter den „andersredenden“ Menschen alleingelassen. Nun muß ich allen Ennui allein verspeisen, wir fluchten doch wenigstens zusammen. Das Bad schien ihn zu sehr anzugreifen, er fürchtete, ernstlich krank zu werden, so konnte ich ihm zum Bleiben wenig zureden und wahrscheinlich sitzt er jetzt schon wieder behaglich und ruhig in Düsseldorf, während ich unser ganzes Logis allein bewohne und wenn ich Lust habe, in drei Betten schlafen kann. 21 Bäder, das ist, was man die kleine Kur nennt, das Minimum, das einem Menschen helfen kann, und wenn ich die fertig genommen habe, so fahre ich, so Gott will, ein paar Stunden darauf fort, und freue mich auf Emmerich und die preußische Gränze, als wäre es Neapel oder sonst was Schönes. Nächsten Montag ist dieser ersehnte 21. Badetag, mein Plan ist, dann mit dem Dampfboot rheinaufwärts zu gehen, da es leider keine schnellere Gelegenheit gibt. Einen Tag muß ich mich in Horchheim beim Onkel aufhalten, da ich es auf der Hinreise fast gar nicht gethan, und so hoffe ich zu Gott, am Sonntag Abend, den 28. August, Goethe's Geburtstag noch in Frankfurt mit Rheinwein zu feiern, und wie ich Dir das schreibe, glaubst Du nicht, wie sehr ich mich dahin sehne. Werden wir denn den Abend gleich zusammen sein können? Ich fürchte immer, Du wirst zu lange in Deinem Homburg bleiben und wer weiß, ob mir's dann möglich sein würde, Dich dort zu besuchen. Wo liegt denn das Homburg? Ist's Homburg vor der Höhe oder Hessen-Homburg, von dem der Prinz her ist, oder was für eins? Eben ist mir's, als hätte ich auch von einem im Taunus gehört; wenn das wäre und es wäre das Deinige, könnten wir uns dann

nicht vielleicht zwischen Frankfurt und Mainz am 28. d. treffen? Das wäre sehr schön und wir zögen zusammen bei der Warte vorbei und in Frankfurt ein und verplauderten den Abend gut. Ich bitte Dich, schreib mir darüber und über Dein Befinden noch ein paar Worte, Du thätest mir einen großen Gefallen, sage bloß, wie und wann ich Dich treffen werde und gib mir gute Nachricht von Deinem Befinden und dem der Deinigen. Wohl kann ich's Deinem Briefe ansehen, daß er Dir sehr schwer geworden ist, habe um so mehr Dank dafür, daß Du ihn doch geschrieben, und mach wieder solch einen guten Effort, wenn auch nur zu ein paar Zeilen, adressire sie an Hrn. Mendelssohn in Coblenz, so bekomme ich sie schnell und sicher. Ich zeichne viel, componire wenig, aber ich möchte, ich wäre am Pfarreisen. Verzeih' den dummen Brief, lebe wohl, auf frohes Wiedersehn, bei guter Gesundheit und am Main.

Stets Dein

Felix M.-B.

In Folge dieses Briefes muß ich Mendelssohn wohl ein Rendez-vous in Höchst angeboten haben, wohin ich von Homburg aus leicht gelangen konnte. Es wurde aber nichts daraus, wie mir der folgende Brief beweist:

Coblenz, den 27. August 1836.

Liebes altes Drama!*)

Deinen Brief empfing ich gestern in Köln und kann ihn erst heute von hier aus beantworten, aber in aller Eile, denn das Bessere mündlich. Ich werde Dir nicht bestimmt angeben können, wann ich von Mainz nach Frankfurt reise und durch Höchst komme. Ich muß mir heute par ordre de moufti (chirurgien) Blutegel an meinen dummen Fuß setzen und deßhalb morgen noch hier bleiben und mich ruhig halten; es wäre zu arg, wenn ich nach Frankfurt käme und das Zimmer hüten müßte. Hoffentlich komme ich nun Montag Abend, doch reise ich vielleicht dennoch morgen früh und bin in keinem Falle sicher genug, um Dir ein Rendez-vous zu geben. Die Blutegel werden mich regieren; aber nach Homburg hätte ich doch nicht mitgekonnt; es zieht mich gar zu sehr nach der freien Reichsstadt, und wie ich mich dahin wünsche, weißt Du; triff nur bald wieder dort ein und laß mich eine Zeile Nachricht poste restante Frankfurt finden, wann, wie Du kommst, damit ich Dich erwarten kann. Und grüße die Deinen und leb in Dur- und 6/4-Accorden aller Art sehr lustig.

Dein F. M.-B.

---

*) Meiner ersten Concert-Ouverture in D-moll, von welcher einige Mal die Rede, hatte ich den Namen gegeben: „Ouverture zum alten Drama Fernando", daher die mehrfach wiederholte Anrede: „Altes Drama" u. dgl. Bei der Veröffentlichung ließ ich jene Bezeichnung weg, da sie ein Drama im Sinne hatte, welches erst jetzt nach und nach zu einem alten wird.

Während ich noch in Homburg verweilte, fand die Verlobung Mendelssohn's Statt — es war eine große, vielbesprochene Begebenheit. Er machte uns mit Braut und Schwägerin eines Nachmittags einen Besuch. An den glückseligen Bräutigam, dem überdies nur kurze Zeit zum Zusammenleben mit seiner Braut gegönnt war, durfte man keine Ansprüche machen. Gegen Ende September, wenn nicht früher, kehrte er zu seinen leipziger Verpflichtungen zurück und ein großes ländliches Fest, welches die Großeltern seiner Braut zur Feier der Verlobung auf dem Sandhof gaben, durfte ihn nicht zurückhalten. Mit Extrapost, wozu ihm meine Mutter einen alten Wagen geliehen, fuhr er von dannen. Ich hatte meine Reise nach Italien aufgeschoben, um die Direction des Cäcilien-Vereins zu übernehmen. In der nächsten Zeit erhielt ich von Mendelssohn folgende Briefe:

Leipzig, den 29. October 1836.

Mein lieber Ferdinand!

Du bist böse auf mich, sagt Cécile — aber sei es nicht, sag' ich, wenigstens nicht zu sehr, mein langes Stillschweigen ist wirklich verzeihlich. Von der Masse Arbeiten, mit denen ich hier überhäuft bin, kannst Du Dir gar keine Vorstellung machen, es ist fast zu arg mit der Musik hier und die Leute kriegen es nicht satt, ich habe fast täglich Probe, manchmal zwei, oder Probe und Aufführung an einem Abend und wenn ich dann müde und abgespannt vom Sprechen und Tactschlagen bin, so mag ich Dir auch nicht gerade einen Brief schreiben. Wärst Du ein recht netter Mensch gewesen, so hättest Du mir schon längst mal ein paar Zeilen zukommen lassen und gedacht: da der nicht zuerst schreibt, so kann er wahrscheinlich nicht, so will ich's thun, und sicher bist Du nicht so gedrängt und getrieben, wie ich's bin, und dann siehst Du meine Braut oft und hättest mir von der schreiben können — und das Alles thust Du nicht und willst doch edelmüthig heißen? Aber ich will mich gar nicht beklagen, wenn Du's wenigstens gleich nachholst und mir Alles schreibst und beschreibst, was seit dem 19. September um Mitternacht sich mit Dir zugetragen hat. Von mir ist eigentlich gar nichts zu sagen, ich dirigire die Abonnements-Concerte und diverse andere und wollte von ganzem Herzen, ich wäre am Fahrthor. Von Dir hast Du mir viel zu schreiben —

wie Du lebst, wie die Deinigen, ob Du Muße und Lust zum Componiren gehabt hast, was mein Clavierstück macht, was der Cäcilien-Verein, wie meine Braut aussieht, wie Du Dich dort im Hause behabst, über Schelble, über den dicken P., über ganz Frankfurt (in dem ich jetzt so gerne wäre, Du vielleicht wieder in Leipzig), über alles das mußt Du mir schreiben. Thu's recht bald, lieber Ferdinand.

Doch habe ich Dir über etwas zu berichten, das ist unser zweites Abonnements-Concert mit Deiner Ouverture aus E, durch die Du mir und uns Allen eine große, herzliche Freude bereitet hast. Sie klang höchst frisch und schön im Orchester und wurde mit vieler Liebe gespielt; einige Stellen, von denen ich am Clavier gar nicht so viel erwartet hatte, traten prächtig im Orchester hervor, am allermeisten aber die, wo es Fortissimo in ganzen Noten heruntergeht (Deine Lieblingsstelle, sehr grob), die macht sich herrlich, und meine Blas-Instrumente schlagen so schön drein, daß es eine Lust ist; David ließ alle Saiten-Instrumente lauter Herunterstrich dazu nehmen — das hättest Du hören sollen; und dann die sanfte in den Blas-Instrumenten, und dann die Rückkehr ins E-dur-Pianissimo. Die ganze Composition hat mir von Neuem Freude gemacht und mehr gefallen, als irgend eine der jetzigen, die ich kenne. Was man so das Publicum nennt, die waren weniger angeregt davon, als ich erwartet und gewünscht hatte, weil das gerade ein Stück ist, das sie verstehen könnten und sollten, aber das liegt daran, glaube ich, daß sie deinen Namen noch nicht bei einer Instrumental-Composition gesehen hatten, da nehmen sie sich in Deutschland mit ihrem Enthusiasmus wohl in Acht.

Drum ist's aber gut, daß sich der Theater-Director die Ouverture gleich am folgenden Tage zu einem Concert im Theater ausbitten ließ, das in den nächsten Wochen Statt finden soll und wozu ich sie ihm auch versprach. (Ich hoffe, Du hast nichts dagegen.) Am 8. Januar kommt dann die aus D-moll und gegen Ende des Winters werde ich sie beide wahrscheinlich repetiren. Was die Recensenten gesagt haben, weiß ich nicht, denn ich las es nicht, Finck sagte mir, es sei schöne Arbeit und Sch. . . wollte länger darüber schreiben — Gott geb' was Gutes. Was liegt aber dran? den Musikern hat die Ouverture allgemein sehr gefallen und das ist die Hauptsache. Wann kommt aber mein Clavierstück? Brüste Dich nur nicht zu sehr mit Deinem Cäcilien-Verein; wir Leipziger machen jetzt eine Aufführung von Israel in Aegypten, die hat sich gewaschen. Ueber 200 Chorsänger und Orchester mit der Orgel in der Kirche, darauf freue ich mich sehr; über acht Tage wollen wir damit herausrücken, und das ist auch eine von den Sachen, von denen mir jetzt der Kopf brummt, und so eine Probe mit den vielen Dilettanten und -innen, die durcheinander singen und schreien und nicht stille sind, ist eben keine sanfte Arbeit. Da hast Du's besser mit dem Cäcilien-Verein, die sind schon eingehetzt auf den Gehorsam — dafür raisonniren sie inwendig, das ist auch nicht schön. Ueberhaupt! und so fort. Ich wollte, ich wäre am Fahrthor.

Und Pfarreisen, Du magst mir's glauben oder nicht. Stamaty ist hier geblieben und ich muß ihn Contrapunct lehren — o Gott, ich weiß eigentlich selbst nicht viel davon. Er behauptet aber, das sei nur Bescheidenheit von mir. — Und der Wagen! Wie soll ich denn auch nachträglich für den genug danken. . . . . —

Bist Du denn ein Freimaurer? Die Leute behaupten, sie hätten hier in der Loge vierstimmige Männergesänge von Dir, die könne nur ein Freimaurer componirt haben. Und bleibt es immer noch bei der italienischen Reise ums Frühjahr? Bitte, lieber Ferdinand, schreibe mir bald und viel und verzeih mir mein langes Stillschweigen und vergilt mein kleines Format nicht mit Gleichem. Grüße Deine Frau Mutter sehr vielmal und schreib bald und lebe wohl und glücklich.

Dein

Felix M.-B.

Leipzig, den 26. November 1836.

Lieber Ferdinand!

Hier erhältst Du die Ouverture (nimmst Du's übel, daß ich das Manuscript behalten habe, so bring ich Dir's zu Weihnachten mit und muß tauschen) und die verlangte Anzahl Exemplare Deiner Lieder, die ich mir vom Hofmeister geholt habe. Sei vielmal bedankt für Deinen lieben ausführlichen Brief, aber ihn jetzt noch ordentlich zu beantworten, da ich, so Gott will, schon heut über drei Wochen in Frankfurt bin — dazu fehlt mir alles Erforderliche. Mündlich ist's so viel besser und lustiger. Ich hätte schon längst die Ouverture geschickt, aber der Notenschreiber hat mich schmählich lange warten lassen, die aus E♯ wird in einem der nächsten Concerte wiederholt werden müssen; nun bin ich neugierig, was sie zur D-moll sagen werden. Den Wagen denke ich zu Weihnachten wieder hinzufahren. Jetzt lasse ich ihn ein wenig repariren, der Schmidt schwört, dann würde er untadelig. Ich bin Deiner Mutter vielen Dank schuldig, daß sie ihn mir geliehen. In wenig Tagen kommt Stamaty nach Frankfurt auf seiner Rückreise nach Paris; ich behaupte, er hat de l'Allemagne und du contrepoint double par dessus les oreilles; in drei Wochen, so Gott will, komme ich nach Frankfurt. O wäre ich am Pfarreisen!

Ich sagte Dir erst guten Abend; dann schlüge ich mich rechts. Heut kann ich Dir nur sagen: auf Wiedersehn!

Grüße Deine Mutter.

Dein

Felix M.-B.

Von dem kurzen Weihnachtsbesuch, welchen er seiner Braut gemacht, weiß ich nichts zu berichten, als daß ich ihn öfterer sah, als ich's unter den gegebenen Verhältnissen eigentlich erwarten durfte. Ganz besonders interessirte er sich für meine Thätigkeit als Dirigent des Cäcilien-Vereins, mit welchem ich den „Paulus" einzustudiren begonnen hatte. Die Aufführung desselben in Frankfurt war die erste nach der in Leipzig unter Mendelssohn's Leitung Statt gehabten, die dritte überhaupt, wenn man die musikfestliche, bei welcher das Werk noch Manuscript war, mitzählt. Kurze Zeit nach Felix' Wiederkehr nach Leipzig erhielt ich folgende Briefe.

Leipzig, 10. Januar 1837.

Lieber Ferdinand!
(Altes Drama!)

Vor allen Dingen habe Dank für die geliehenen nervos rerum, die hierbei zurück erfolgen und die mir wahrlich sehr Noth thaten, denn ich hatte gar nicht viel übrig, als ich hier ankam. Doch glaube ich nicht, daß das der Hauptgrund war, weßhalb ich den Abend meiner Zurückkunft hier so entsetzlich traurig mich fühlte, als ich wieder in meinem Zimmer war, aber so traurig, daß ich glaube, sogar Du, Du Kieselherz, hättest mich beklagt, ich saß zwei Stunden lang ganz still und that nichts, als auf die Abonnements-Concerte in meinem Innern fluchen. Und mit diesem Lied und Wendung sind wir wieder bei Hafisen, nämlich ich wollt ich wär am Pfarreisen. Allda ist mir's immer sehr wohl. Sag' selbst, was soll ich jetzt an den übrigen neun Concerten für Plaisir haben, an der Sinfonie von H. und an der Symphonie von S.? Uebermorgen ist die Symphonie von Molique und deßhalb schreibe ich Dir, denn wir haben deßhalb Deine Ouverture auf das nächste Concert verschoben (in dem außerdem noch Bennet's Clavier-Concert, die Opferscene aus Idomineo und die B-dur-Symphonie von Beethoven vorkommen). Nun wollte ich Dir erst nächsten Freitag schreiben, aber da sich's um acht Tage verschiebt und ich meinen Ruf als solides Haus retten will, so will ich dann zum zweiten

Mal schreiben (also sieh zu, daß Du bis dahin schon geantwortet hast, sonst schimpfe ich über Deine Ouverture oder vielmehr ich lasse sie schlecht gehen und intriguire dagegen, secundum ordinem Melchisedek i. e. †). Du hast es einmal an hiesiger Stelle gelobt, daß ich mir alle deutschen Componisten zu Freunden machte, umgekehrt. Mit Allen verschütte ich's diesen Winter, sechs neue Symphonien liegen da, wie sie sind, mag Gott wissen (ich wüßte es lieber nicht), keine davon wird gefallen — und daran trägt kein Mensch die Schuld als ich, der ich keinen anderen Componisten als mich aufkommen lasse, und namentlich im Symphoniefach. Schock Blitz! Sollten sich die Capellmeister nicht schämen und in ihren Busen greifen? Aber das verfluchte künstlerische Bewußtsein, das sie allesammt haben und der infame göttliche Funken, von dem sie so oft lesen, die verderben Alles.

Wann krieg ich mein Clavierstück, Drama?

Ich habe heute meine sechs Präludien und Fugen in die Druckerei geschickt, sie werden wenig gespielt werden, fürchte ich, dennoch möchte ich gern, Du sähest sie Dir seiner Zeit mal durch und es gefiele Dir etwas darin und Du sagtest es mir sammt dem vorkommenden Gegentheil. Auch die Orgelfugen sollen nächsten Monat gedruckt werden, me voilà perruque. Gott lasse mir bald eine recht lustige Clavierpassage einfallen, damit ich den üblen Eindruck verwischen kann. Ach was! Eigentlich scheere ich mich nur um eins, um den Kalender. Ostern fällt früh, ich wollt, es fiele jetzt. Ich habe aber meinen Directoren erklärt, ich müsse unmittelbar nach dem letzten Concert abreisen (den 17. März) und könne kein Oratorium, weder meins, noch vom Engel Gabriel,

nachher mehr dirigiren, Familien-Verhältnisse halber. Das sehen die Leute ein und finden es auch billig. Wär' ich nur erst so weit. Wie oft muß es noch thauen, frieren und regnen, und wie oft muß ich mich noch Morgens barbieren lassen und Kaffee trinken und Symphonien dirigiren und spazieren gehen bis es März werden will. Schumann, David und Schleinitz (unbekannter Weise) grüßen Dich. Ich muß nun aufhören und zu Tisch gehen, Nachmittag ist Probe von Molique, Abends Fête für das neue Ehepaar David; seine Frau ist wirklich da und ist eine Russin und er ist mit ihr verheirathet und ein Schwager des Fürsten Lieven und unser Concertmeister. Mehr sage ich nicht. Nun noch viele Grüße und Wünsche Deiner lieben Mutter, viele Empfehlungen an Dem. J. und lebe wohl und bleibe gut Deinem

Felix M.-B.

Leipzig, den 24. Januar 1837.

Mein lieber Ferdinand!

Ich habe Dir über die Aufführung Deiner D-moll-Ouverture*), die am vergangenen Donnerstag Abend Statt fand, meinen versprochenen Bericht zu senden. Sie ging im Orchester gut; wir hatten sie vorher sehr fleißig und wiederholt studirt und sehr viele Stellen klangen über meine Erwartung gut; am allerschönsten die erste A-moll-Stelle piano in den Blase-Instrumenten, und die Melodie darauf — das macht sich ganz vortrefflich; dann auch am Anfang der sogenannten Durchführung das Forte in G-moll und das Piano drauf (Deine Lieblingsstelle), dann auch die piano Pauken und Blas-Instrumente ganz am Ende in D-dur. Auch der Schluß klingt im Orchester über meine Erwartung. Dagegen konnte ich nicht umhin, mich auf unser gutes Vernehmen zu stützen und nach der ersten Probe die staccato Contrabässe bei der Melodie in A-dur, und jedes Mal, wenn sie wiederkommt, in F- und D-dur wegzunehmen und gehaltene Noten dafür hinzusetzen; Du glaubst nicht, wie unruhig es sich machte, und hoffe deßhalb, Du nimmst mir die Freiheit nicht übel, ich bin überzeugt, Du hättest dasselbe gethan; es klang gar nicht, wie Du wolltest.

---

*) Sie ist später, vielfach verändert, unter dem Titel: „Erste Concert-Ouverture in D-moll, Op. 32," bei Breitkopf und Härtel erschienen.

Nun habe ich aber noch etwas auf dem Herzen, das ich Dir sagen muß. — Die Ouverture hat die Musiker, und noch dazu bei der Aufführung, nicht so recht ergriffen, wie ich wohl gewollt hätte, es ließ uns alle etwas darin kalt. Das wäre sehr gleichgültig, aber es war auffallend, daß alle Musiker, die ich sprach, dasselbe sagten — daß allen das erste Thema und der ganze Anfang, die Melodie in A-moll und die in A-dur, ausnehmend gut gefallen hatte, daß alle bis dahin auch ganz warm dabei waren, aber von da in ihrer Theilnahme immer nachließen, bis sie am Ende den guten und frappanten Eindruck des Thema's vergessen hatten und sich nicht mehr für die Musik interessirten. Dies scheint mir wichtig, denn wieder scheint mir das auf die Differenz zu gehen, über die wir so unzählige Mal gestritten haben, und der Mangel des Interesses, mit dem Du Deine Kunst jemals ansehen kannst, macht sich am Ende doch wieder für Andere fühlbar. Ich möchte Dir das nicht sagen, wenn ich nicht so ganz überzeugt wäre, daß das eben der Punct ist, der jedem Menschen selbst überlassen ist, über den ihn weder Natur noch Talent, auch das größte nicht, wegbringen kann, sondern nur der eigene Wille.. Mir ist nichts widerwärtiger, als ein Tadel der Natur oder des Talents eines Menschen; das macht nur verstimmt und irre und hilft nichts; man setzt eben seiner Länge keine Elle zu, — da ist doch alles Streben und Arbeiten umsonst, drum muß man drüber schweigen, — das hat auch Gott zu verantworten. Aber ist es der Fall, wie hier in Deinem Stück, daß gerade alle Thema's, alles was Talent oder Eingebung ist (nenn's wie Du willst), gut ist und schön und ergreifend, und die Entwicklung desselben ist

nicht gut, da meine ich, man dürfe es nicht verschweigen; — da, meine ich, kann der Tadel niemals unrecht sein, — da ist der Punct, wo man an sich und seinen Sachen bessern kann, — und wie ich glaube, daß ein Mensch mit herrlichen Anlagen die Verpflichtung hat, was Gutes zu werden, daß man es seine Schuld nennen kann, wenn er sich nicht ganz so entwickelt, wie ihm die Mittel dazu gegeben sind, — so glaube ich es auch bei einem Musikstücke. Sag' mir nicht, es sei so, drum müsse es sein; ich weiß recht gut, daß kein Musiker seine Gedanken, sein Talent anders machen kann, als der Himmel sie ihm gibt; daß er aber, wenn der Himmel sie ihm gut gibt, sie auch gut ausführen können muß, das weiß ich ebenfalls. Sage mir ferner nicht etwa, wir irrten uns alle, und die Ausführung sei eben so wie die Composition bei Dir; ich glaube es nicht. — Ich glaube, daß Du, Deinem Talent nach, keinem Musiker jetzt nachstehst, aber ich kenne fast kein Stück von Dir, das ordentlich durchgeführt wäre. Die beiden Ouverturen sind gewiß Deine besten Stücke, aber eben je deutlicher Du Dich aussprichst, desto fühlbarer wird der Mangel, und ich meine, Du müßtest ihm abhelfen.

Frage mich nicht, wie; denn das weißt Du selbst am besten; es ist am Ende nur die Sache eines Spazierganges, oder eines Augenblicks — kurz eines Gedankens. Wenn Du mich über diese lange Geschichte auslachst, so thust Du vielleicht sehr recht; aber in keinem Falle, wenn Du darüber böse bist oder mir's nachträgst, und das ist auch dumm, daß ich nur daran denke; aber wie viele Musiker gibt es, die das einem andern erlauben würden? Und wenn Du aus jedem Wort sehen mußt, wie ich Dein Talent liebe

und verehre, so sage ich doch auch, daß Du nicht vollkommen seist und das nehmen die Musiker sonst übel. Aber Du nicht, Du weißt, wie viel mir daran liegt.

Die Stelle von Seb. Bach betreffend, so habe ich die Partitur gerade nicht und kann sie hier nicht gleich finden, aber ich hielt die Stelle niemals für einen Druckfehler, obwohl die Ausgabe sonst davon wimmelt. Deine Edition scheint mir daher auch nicht richtig, mir ist, als könnte das As nicht fehlen, „Du schlügest sie", was mir so recht Bachisch vorkommt. Grüße . . . .

Dein F. M.

Dieses Schreiben, in welchem mir Mendelssohn auf eine so liebevolle Weise den Text liest, findet sich zwar vollständig in dem zweiten Bande seiner Briefe abgedruckt, aber ich habe geglaubt, es hier nicht auslassen zu dürfen. Auch muß ich einige Worte daran knüpfen in Beziehung auf „die Differenz, über die wir so unzählige Mal gestritten," wie Felix sich ausdrückt, eine Differenz, in welcher ich noch heute glaube recht zu haben, wenn ich damit auch keineswegs mich gegen den Tadel auflehnen will, den er über meine damaligen Compositionen ausspricht.

Daß der Componist g e b o r e n werden müsse, — daß ohne eine, der Stärke des Instinctes gleich kommende, in ihm waltende Naturkraft nichts irgend Hervorragendes von ihm hervorgebracht werden könne, darüber darf eben so wenig ein Zweifel obwalten, als darüber, daß er alles zu Erlernende lernen und üben müsse, eben

so sehr und mehr, als man dies von jedem Techniker verlangt. Es entsteht aber nun die Frage, wo die Macht der Begabung aufhört und die Macht der Mache anfängt. Nach Mendelssohn's oben ausgesprochener Meinung würde alles, was in das Bereich melodischer Erfindung gehört, die Sache der ersteren sein und die Entwicklung in das Bereich des ernsten Willens gehören, der, mit der vorauszusetzenden Gewandtheit und Fertigkeit gepaart, als Herr des ihm gebotenen Stoffes waltet. Seine wohl von Manchem getheilte Ansicht entsprang bei ihm der Doppelquelle seiner harmonisch angelegten Natur und seiner nicht minder vollständig gereiften künstlerischen Erziehung. Die größere Spontaneität des melodischen Gedankens kann ja im Allgemeinen nicht abgeläugnet werden, und obschon auch bei der Annahme oder Abweisung des ersten Einfalles sich schon die Kritik geltend zu machen hat, so ist doch hier die Wahl keine so unendliche, wie sie sich bei der Durchführung der Hauptideen darstellt — und Wahl macht Qual. Aber trotzdem scheint es mir ein Irrthum, die vollendete Entwicklung weniger von der genialen Begabung abhängig machen zu wollen, als die erste Erfindung, denn wenn diese Entwicklung nur auf dem Erlernten und Geübten beruht, wenn sich die Eigenschaften der schaffenden Poesie nicht bei ihr in demselben Grade wie bei jener geltend machen, wenn sie nicht frisch, lebendig, eigenthümlich ist, so wird sie auch nicht wirken; — man wird dem geschulten Tonsetzer einige Anerkennung nicht versagen, aber man wird ihn nicht als Tondichter gelten lassen. Man könnte sogar behaupten, daß sich in der Vereinigung jenes musicalischen Denkens und Grübelns mit dem Feuer der Einbildungskraft ein noch höherer

Grad productiver Genialität geltend macht, als in der Gestaltung der einfachen melodischen Idee, wenn diese letztere, sobald es sich um mehr als um die allerprimärsten Formen handelt, nicht auch schon des kräftigsten Meißels, der feinsten Feile bedürfte. Die Beweise für meine Ansicht finde ich in den Meisterwerken, die unsere Kunst zieren. In den besten Compositionen jener heiligen Fünfe, Bach's, Händel's, Haydn's, Mozart's und Beethoven's, wird man keine Trennung aufweisen können zwischen Erfindung und Mache — wo man es kann, stehen sie nicht mehr auf ihrer höchsten Höhe. Ja, der Fälle sind nicht wenige, wo gerade die ganze Macht ihres Genie's sich in dem zeigt, was sie aus verhältnißmäßig weniger bedeutenden Keimen entsprießen lassen. So wie anderntheils bei geringen Tonsetzern die Schwäche der Durchführung mit der Schwächlichkeit der Erfindung so ziemlich auf gleicher Stufe stehen. Gibt es einige Componisten von hoher Genialität, in deren Werken die Form (ein so vielfach gedeutetes, meistens mißdeutetes Wort) sich dem Stoffe, der ihnen gegeben, nicht ebenbürtig zeigt, so ist das eben ein Mangel, der sicherlich mehr in ihrer Begabung, als in ihrer Erziehung lag. Denn wahrlich, wenn man in der ersteren, so fern sie irgend eine hohe Stufe einnimmt, nichts Anderes sieht, als die Kraft melodischer Erfindung, so gesteht man dem, was man künstlerische Erziehung und Ausbildung nennt, viel zu viel zu. Unter die unzähligen Wiegengeschenke, die die Mutter Natur dem bescheren muß, den sie zum großen Künstler bestimmt, gehört wesentlich der feste Wille zur Vertiefung in seine eigenen Ideen. Es mag trostlos klingen, daß auch dieses, in der Kunst, auf Angeborenem beruhen soll —

noch trostloser ist jedenfalls, daß ihn Mancher besitzt, ohne den Stoff, an welchem er ihn würdig üben könnte.

Mendelssohn, dem Alles gegeben war, nur in geringerer Machtfülle, als den allergrößten unter seinen Vorgängern, besaß auch in hervorragendem Maße diese Unermüdlichkeit, die nichts unterläßt, weder die kleinste Sorgfalt noch die energischste Kraft, um seinen Idealen nahe zu kommen. Er wollte nicht begreifen, daß dies nicht so sein müsse. Im Grunde gibt er aber selbst am Schlusse jenes Briefes zu, wie doch das Beste immer wieder das halb Unbewußte sei — denn was ist „die Sache eines Spazierganges oder eines Augenblicks — kurz eines Gedankens," wie er sich ausdrückt, Anderes? Daß ich deßhalb der Arbeit, der ununterbrochensten, ernstesten, ja, wenn man will schmerzvollsten, ihre Unerläßlichkeit nicht absprechen will, brauche ich schwerlich auszusprechen.

V.

In Frankfurt am Main.

(1837.)

Den 28. März hatte Mendelssohn's Trauung Statt und zwar, der Confession der Braut gemäß, in der französisch-reformirten Kirche. Es hatte etwas Eigenthümliches, einen so echt deutschen Künstler in diesem ernsten Momente französisch anreden zu hören; aber die Einfachheit des Gottesdienstes und das in jedem Betracht so anziehende Paar fesselte und rührte alle Herzen. Für den Empfang der Jungvermählten im großelterlichen Hause hatte ich ein Hochzeitslied componirt und zu dessen Ausführung die weiblichen Matadore eines auserwählten kleinen Chorvereins gewonnen, mit welchem ich im vergangenen Winter allwöchentlich im E.'schen Hause musicirt. Bei aller Bewunderung und Verehrung der jungen Damen für Mendelssohn und obwohl man sich sagte, es sei erlaubt, ja, sogar schön und löblich, einem so großen Künstler eine solche Aufmerksamkeit zu erweisen, betrat die anmuthige Schar doch nicht ohne ein gewisses Unbehagen das ihr fremde Haus, um sich vor den Augen der erstaunten Dienerschaft in der von mir angewiesenen

Schlachtordnung aufzustellen und die Ankommenden zu erwarten. Aber Mendelssohn und seine reizende Gattin zeigten sich so dankbar gerührt, und die zahlreichen Mitglieder der Familie erwiesen sich, wie ja selbstverständlich, so überaus liebenswürdig, daß die freundlichen Sängerinnen ihre Zwitterstellung nach wenigen Momenten gänzlich vergessen hatten und sich heiter des heiteren Gewühles um sich her erfreuten.

Die Neuvermählten gingen zunächst zu längerem Verweilen nach dem lieblichen Freiburg im Breisgau, einem Orte, wie er für ein so poetisch-künstlerisches Paar kaum passender gefunden werden kann. Die kleine freundliche Stadt mit ihren sie durchfließenden klaren Quellen und den herrlichen überall hineinschauenden Höhen, die prachtvollen Umgebungen mit den Blicken auf Berg und Thal, auf Fluß und Wiese, das Anheimelnde des gemüthlichen süddeutschen Sprechens und Wesens — ein wahrer Flitterwochen-Aufenthalt. Man wird sich erinnern, daß Cécile auch eine gewandte, begabte Malerin war. Ein in seiner Art einziges Tagebuch, welches sie mit Felix gemeinschaftlich führte und in welches ich nach ihrer Rückkehr Blicke thun durfte*), enthält Text und Zeichnungen von beiden abwechselnd angefertigt, Landschaften, Wohnhäuser, kleine Scenen, bei welchen sie betheiligt, Hunderterlei, was der Moment gerade brachte. Ich erfuhr während ihrer Abwesenheit fortwährend Näheres über ihr Gehen und Verweilen durch die jugendlich lebhafte und mittheilsame Frau Schwiegermama.

*) Es befindet sich jetzt in den Händen der jüngsten Tochter Mendelssohn's, der Frau Professor Lili Wach in Bonn.

Mitte Mai kamen die Glücklichen nach Frankfurt zurück. In einem Briefe an Devrient sagt Felix: „ich kann Dir nur sagen, daß ich gar zu glücklich und froh bin, und was ich mir gar nicht gedacht hätte, gar nicht so außer mir, sondern eben so ruhig und gewohnt, als müßte das Alles nur so sein." In so mild befriedigter glückseliger Stimmung fand ich ihn bei seiner Wiederkehr. Aber ich war verwundert, als er mir die musicalische Arbeit seiner Hochzeitsreise, den 42. Psalm, zeigte — freilich nur so lange, als ich nur den Titel gesehen. Denn die zarte, sehnsüchtige Wehmuth, die sich in einigen Theilen desselben aussingt, ruht ganz und gar auf einem Grunde glücklichsten, ja, beseligtsten Gottvertrauens und die gedämpfte Empfindung, die in dem größten Theile des Werkes herrscht, läßt sich wohl vereinigen mit dem wonnigen Gefühle tiefsten Glückes, das ihn damals durchdrang. Der Schlußchor, dessen Worte dem 42. Psalm nicht angehören und welcher später in Leipzig entstand, scheint mir auch musicalisch den ersten Sätzen nicht so recht homogen zu sein. Uebrigens muß ich mich nur gleich vor dem möglichen Mißverständniß verwahren, als hielte ich im Allgemeinen die künstlerische Schöpfung als aus der im Momente herrschenden Stimmung hervorgegangen — letztere wechselt ja im gewöhnlichsten Leben so häufig, daß, wenn man ihr folgte, ein einheitliches Kunstwerk nie zu Tage treten könnte — es walten da andere und höhere Gesetze. Aber was auf einer solchen Hochzeitsreise während einer längeren Epoche entsteht, führt doch leicht zu vergleichenden Betrachtungen, die ich jedoch kaum aussprechen würde, hätten sie sich nicht mir gerade schon in jenen Tagen aufgedrängt.

Mitten unter den zerstreuenden geselligen Verpflichtungen von

welchen das junge Paar jetzt in Anspruch genommen wurde, componirte Felix sein schönes Streichquartett in E-moll, an dessen Fortgang ich den lebhaftesten Antheil nahm. Auch einer der letzten von mir geleiteten Zusammenkünfte des Cäcilien-Vereins muß ich erwähnen, welche zu Ehren der Neuvermählten Statt hatte. Ich ließ darin hauptsächlich eine Auswahl von Stücken aus dem Paulus, freilich nur am Claviere, vortragen — und erinnere mich, daß Mendelssohn, namentlich an dem schönen Vortrag einiger Choräle, die ich a capella singen ließ, seine große Freude hatte.

Der Zeitpunct rückte heran, wo ich meine Reise nach Italien antreten sollte. Mendelssohn reiste indessen den Rhein hinunter, doch hofften wir, ihn in einigen Tagen wieder zu sehen. Aber unsere Hoffnung wurde getäuscht und ich erhielt zunächst folgenden Brief aus dem schön gelegenen Bingen:

Bingen a. Rh., den 13. Juli 1837.

Lieber Ferdinand!

Es mag mir doch wohl geahnt haben, als Du neulich in Homburg in den Wagen stiegst und mit Deinen Damen fortfuhrst, daß wir uns für's Erste nicht wieder zusammenfinden würden; mir war halb so zu Muthe. Daß es nun wirklich so herauskommt, ist seltsam genug, ich werde nicht wieder nach Frankfurt zurück vor meiner englischen Reise, sondern in acht bis zehn Tagen von hier nach Coblenz u. s. w. langsam den Rhein hinunter, und wenn ich im September einen halben Tag nach Frankfurt komme, bist Du schon weit über die Berge und gar über die Alpen. Wer weiß, wo und wann wir uns wiedersehen; in jedem Fall, hoffe ich, unverändert; wir hätten uns wohl noch mancherlei zu sagen gehabt vor der langen Trennung, aber die Hauptsache ist: auf Wiedersehn, und glückliches, frohes.

Ich konnte es nicht anders einrichten, die Reise hieher kam ziemlich über Hals und Kopf, zudem war ich darauf gefaßt, es hier, wie in Homburg, unbehaglich im Gasthof und keine gute Privatwohnung zu finden; dann wären wir in wenig Tagen wieder in Frankfurt eingerückt und ich in das Hotel de Russie gezogen. Wider Erwarten fanden wir aber den Gasthof ganz erträglich, die Aussicht schön und die Nachbarschaft und Umgegend so herrlich und mannigfaltig, daß ich nach wenigen Tagen die

Gedanken an die Rückkehr nach Frankfurt verschob und nun ganz verbannen muß, da ich hoffe, daß die Meinigen mich noch weiter begleiten werden. Du kannst Dir wirklich nicht denken, wie diese herrliche Stelle am Rhein, die ich oberflächlich schon oft gesehen hatte, mit jedem Tage gewinnt und wie sehr sie mich hier fesselt. In fünf Minuten auf dem Kahn am Mäusethurm, meinem Lieblingspunct, drüben gleich in Rüdesheim und der Rhein selbst beim verschiedenen Wetter und selbst beim Sturm in den letzten Tagen so schön. Meine liebe Cécile ist, Gott sei Dank, wohl und munter, daß ich sie mit jedem Tag mehr liebe, wirst Du Dir nicht denken können und ist doch buchstäblich wahr. Gearbeitet habe ich nicht viel hier, d. h. geschrieben, doch habe ich ein neues Violin-Quartett im Kopf fast ganz fertig und denke mein Clavier-Concert in der nächsten Woche zu beendigen. Die Aenderungen in dem Violin-Quartett aus E-moll habe ich großentheils nach Deinem Rathe gemacht und es hat sehr dabei gewonnen; ich spielte es mir neulich auf einem abscheulichen Clavier durch und hatte selbst Freude davon, mehr als ich gedacht hätte. So leb' ich denn hier einen Tag wie den anderen, aber alle froh. Dieser Brief soll Dich an unsere Verabredung erinnern, daß Du alle 15. und ich alle 1. der Monate uns zu schreiben vorgenommen. Laß uns dies halten, lieber Ferdinand, und wenn auch nur wenig Zeilen oder Worte im Briefe stehen, so ist die regelmäßige Verbindung gar viel werth. Ich bitte Dich, Deine E-moll-Symphonie, wenn sie von Paris kommt, bei Souchay's für mich zu lassen, damit ich sie nach Leipzig im September mitnehmen kann, ich freue mich so sehr darauf, sie mal wieder ordentlich zu sehn und zu hören. Man wollte im

Cäcilien=Verein noch einen eignen Abend Dir zu Ehren Musik machen, ich hatte zugesagt, zu dirigiren; das kann ich nun auch nicht halten — aber ist noch etwas draus geworden? Und weisen sich noch alle musicalischen Köpfe in Frankfurt die Zähne? Und Dir die seinigen, stumpfen? Es hat mich doch mehr empört, als ich damals sagte, dies dumme Benehmen der deutschen Musiker. Aber es ist eben Gottes Wille, also mag sie der Teufel holen. Aber nicht mal das, sie ennuyiren sich schon auf Erden die Hölle an den Hals.

Leb nun wohl; am Ende bin ich nun doch wieder in den ärgerlichen Styl gekommen — meine Adresse ist bis zum 1. August hieher poste rest., von da bis zum 10. in Coblenz poste rest., von da bis zum 20. in Düsseldorf dito, von da bis zum 20. Sept. in London per Adresse „C. Klingemann, Hobart Place, Eaton Square, Pimlico," von Ende September an wieder in Leipzig. Ist das nicht genau? Und mein Clavierstück? Bekomm ich's noch? Sag es mir, denn ich hätte so gern etwas gutes Neues zu spielen, und glaube kaum, daß mein Concert dazu zu rechnen sein wird.

Und nun lebe wohl, lieber Freund. Schreib mir bald. Grüß Deine Mutter sehr vielmal und danke ihr für alle Liebe und Freundlichkeit, die sie mir so oft erwiesen; denke zuweilen an mich und auf glückliches Wiedersehn.

Dein

Felix M.=B.

Ich hatte mich denn schließlich auch auf den Weg gemacht, durchstrich zu Fuße den Schwarzwald und verlebte ein paar schöne Tage in Baden mit dem gleichfalls erst seit Kurzem vermählten Freunde Ferdinand David und seiner heiteren, feingebildeten interessanten Frau. Dann gings nach Tyrol und im Spätherbst nach Italien, wo ich den nächsten Winter zubrachte und wohin mir meine gute Mutter, die sich schwer in eine Trennung von mir finden konnte, beim Beginn der schönen Jahreszeit folgte. Eine Auswahl von Mendelssohn's Briefen an mich aus jener Zeit, die ich hier folgen lasse, zeigen den genialen Menschen und den treugesinnten Freund besser, als meine Feder es zu thun vermöchte.

London, 1. September 1837.

Lieber Ferdinand!

Im Nebel — verdrießlich — ohne meine Frau — sitze ich da und schreibe Dir, weil Dein vorgestern gekommener Brief es haben will — thäte es schwerlich ohne den, denn ich bin gar zu verdrießlich und schwarzgallig heut. Jetzt sind's neun Tage, daß ich mich in Düsseldorf von Cécile trennte, die ersten waren ganz erträglich, obwohl langweilig — jetzt bin ich aber in die londoner Hetze gekommen — weite Wege — viele Menschen — lauter Geschäfte und Rechnung und Geld und Arrangement im Kopf — jetzt wird's unerträglich und ich wollte, ich säße bei meiner Cécile und hätte Birmingham Birmingham sein lassen und freute mich mehr meines Lebens, als ich heute thue. Damn it — Du weißt ja, was das heißt — und noch drei Wochen habe ich so vor mir und muß am 22. noch in B. Orgel spielen und am 30. schon in Leipzig sein — mit einem Wort, ich wollte, ich wäre die ganze Geschichte los — ich muß doch wohl meine Frau ein Bißchen lieb haben, denn mir schmeckt England und Nebel und Beaf und Porter diesmal infam bitter — und liebe das alles doch sonst. Du scheinst eine prächtige Reise zu machen und der Brief kriegt auch schöner Land zu sehen, als ich, da er nach Inspruck gehen soll. Erkundige Dich doch in Inspruck, ob Jemand weiß, wer Herr Christanell in Schwatz ist, der zwei Mal an mich geschrieben, sich

einen großen Musikliebhaber nennt und von dem ich wohl sonst etwas wissen möchte. Und Du denkst also fleißig an Deinen Jeremiasstoff und reisest mit großen Schritten auf Italien los, um dort Opern für die Saison zu componiren? bist doch eigentlich ein tolles altes Drama.

Hier ist Alles ziemlich still; die Meisten sind ausgeflogen im Lande umher oder sonst. Moscheles' sind schon seit mehreren Wochen in Hamburg, ich werde sie nicht mehr hier treffen, Thalberg gibt in Manchester und sonst im Lande Concerte, hat außerordentlichen Effect gemacht und ist allgemein beliebt und ich hoffe, ihm noch irgendwo hier zu begegnen; Rosenhain in Boulogne kommt bald wieder, Benedict in Putney hier à la campagne, Miß Clara Novello von einem Musikfest zum andern reisend, wird wahrscheinlich erst nächstes Frühjahr nach Italien kommen und bis dahin in Leipzig Concertsängerin sein (verzeih mir, ich gönnte sie Dir gerne, aber die Pflicht). Neukomm traf ich auf dem Rheinischen Dampfboot, unverändert fein und undurchdringlich, und sich doch freundlich interessirend, frug viel nach Dir &c. &c. Simrock versprach, er wolle Dir sogleich schreiben, um sich mit Dir wegen der Manuscripte in Rapport zu setzen, ich sagte, ich wüßte nicht, ob Du gerade jetzt was für ihn hättest, es sei mehr wegen der Zukunft; hat er es gethan? Ich habe von den Meinigen aus Berlin so lange keine Nachricht (über fünf Wochen), daß ich anfange, ängstlich zu werden — das trägt zu meiner Melancholie sehr bei. Componirt habe ich am Rhein viel, aber jetzt will ich hier gar nichts machen, als schimpfen und mich nach meiner Cécile sehnen. Was hilft mir aller doppelter Contrapunct, wenn die nicht da ist. Ich will

nur aufhören, mein Leid und meinen Brief, Du lachst mich in Inspruck in der Sonne nur aus. Adressire nun wieder nach Leipzig, ich wollte, ich wäre da. Chopin soll vor vierzehn Tagen plötzlich hier gewesen sein, hat aber Niemand besucht und kennen gelernt, einen Abend bei Broadwood sehr schön gespielt, und dann gemacht, daß er wieder fortkam. Er soll aber immer noch sehr leidend und krank sein. Meine Grüße an die Deinigen bestellt Cécile schneller und mündlicher. Lebe wohl, liebes Drama, verzeih diesen häßlichen langweiligen Brief; ich bin gerade ebenso, wie er.

Dein

Felix M.=B.

Die Hauptsache schreibe ich P. S., wie alle Mädchen. Krieg ich Deine E-moll-Symphonie her? Schaff sie mir doch! Um mein Concertstück hast Du mich ja doch gebracht. Schaff mir die E-moll-Symphonie, die Leipziger müssen sie kosten — ich meine goutiren. Laß Dich drüber vernehmen!

Leipzig, den 10. Dec. 1837.

Mein lieber Ferdinand!

Daß Du mir, trotz meiner letztmonatlichen Unpünctlichkeit, doch im November geschrieben hast, dafür bin ich Dir von Herzen dankbar und wirklich hätte ich's kaum geglaubt. Die Einrichtung meines neuen Logis, der Umzug hinein, viele Concerte und Geschäfte, kurz, wie nur alle die Abhaltungen heißen mögen, die ein rechter Philister, wie ich, einem so lustigen fixen Italiäner, wie Du, nur aufzählen kann, meine Installirung als Hausherr, Miethsmann, Musikdirector der Abonnements-Concerte — das hielt mich alles im vorigen Monat ab von der pünctlichen Correspondenz. Aber eben darum wollte ich Dich bitten, und bitte nun heute recht herzlich, laß uns bei dieser unglaublichen Verschiedenheit unserer Lage und Umgebung an dem Versprechen der monatlichen Briefe festhalten; ich meine, es könnte uns Beiden doppelt interessant und wohlthätig sein, jetzt von einander zu hören, wo wir uns gegenseitig verzweifelt ausländisch vorkommen müssen, aber eben deßwegen näher als sonst. Mir wenigstens, wenn ich an Mailand, Liszt

und Rossini denke, kommt ein sonderbares Gefühl, wenn ich Dich mitten drin weiß; und Dir geht's vielleicht so, wenn Du in der lombardischen Ebene an Leipzig und mich denkst. Aber Du mußt mir das nächste Mal einen ausführlichen langen Brief schreiben, mit allen Details, Du glaubst nicht, wie sie mich interessiren; Du mußt mir erzählen, wo Du wohnst, was Du schreibst, von Liszt und Pixis und Rossini alles mögliche, vom weißen Dom, vom Corso — ich liebe das lustige Land gar zu sehr und wenn ich von Dir draus hören kann, so verdoppelt sich's — Du darfst da die Bogen nicht halbiren. Vor allem sage mir, amusirst Du Dich denn auch so himmlisch und von Herzen darin, wie ich? Ich bitte Dich um Alles thu's, und schnappe die Luft mit so viel Wonne und schlage die Tage so systematisch in die Luft, wie ich — was sage ich das, Du wirst es ohnehin thun. Aber bitte, schreib mir auch viel davon. Ob mir's hier wieder gefällt, willst Du wissen? Denk Dir es nur, wenn ich mit Cécile in einer netten, neuen, bequemen Wohnung, mit freier Aussicht über Gärten und Felder und die Stadtthürme wohne, mich so behaglich glücklich, so ruhig froh fühle, wie niemals wieder seit dem elterlichen Hause, wenn ich dabei gute Mittel und guten Willen von allen Seiten zu Gebote stehen habe, ob mir es hier nicht gefallen muß? Ich bin fest der Meinung, entweder diese Stelle oder gar keine. Das habe ich bei dem Gerücht über *'s Stelle in * lebhaft gefühlt; keine zehn Pferde und keine 10,000 Thaler brächten mich dahin, an den kleinen Hof, der sich eben deßhalb mehr einbildet, als die großen, in die allzugroße Abgeschiedenheit des allzukleinen Musikwesens und namentlich in die Verpflichtung das Jahr über dort zu sein und Theater und

Opern zu besetzen statt meiner freien sechs Sommermonate. Aber freilich habe ich dann wieder viele Tage, wo ich denke, keine Stelle wäre doch das allerbeste. Mich nimmt das viele Dirigiren während zwei solcher Monate mehr mit, als zwei Jahre, wo ich die ganzen Tage lang componirt; ich komme hier im Winter fast gar nicht dazu. Und wenn ich nach der größten Hetze mich frage, was eigentlich geschehen ist, so ist's am Ende kaum der Rede werth, wenigstens interessirt mich's nicht sehr, ob all die anerkannt guten Sachen einmal mehr oder einmal besser gegeben werden oder nicht. Das einzige, was mir jetzt interessant ist, sind die neuen, und daran fehlt es allzusehr. So möchte ich mich oft ganz herausziehen, nicht mehr dirigiren, nur schreiben, und dann hat es doch wieder einen gewissen Reiz, solch ein geordnetes Musikwesen und die Aufführung davon. Was kümmert Dich das in Mailand? Dennoch muß ich es Dir sagen, wenn Du wissen willst, wie mir's hier gefällt. Aehnlich ging es mir in Birmingham; ich habe niemals noch mit meiner Musik solch entschiedenen Effect gemacht, wie da, habe das Publicum noch nie so sehr mit mir allein beschäftigt gesehen, und dennoch ist eben darin etwas, wie soll ich sagen, Flüchtiges, Verschwindendes, was mich eher verstimmt und drückt, als erhebt. Freilich hatte gerade gleich das Gegengift gegen all die Lobpreisungen am Ort sein müssen, Neukomm nämlich, den sie diesmal so wegwerfend beurtheilten, so stumm und kalt empfingen, so in der Anordnung zurücksetzten, wie sie vor drei Jahren ihn in den Himmel erhoben, über alle Componisten gestellt, bei allen Schritten und Tritten applaudirt hatten. Was ist da Gutes an ihrer Zuneigung? Du wirst mir sagen, seine Musik sei auch nichts werth, da stimmen wir wohl

überein, aber das wissen doch jene nicht, die damals entzückt waren und jetzt vornehm thun. Empört hat mich die ganze Geschichte, und Neukomm's ruhiges, gleichmäßiges Benehmen ist mir doppelt vornehm und würdig gegen die andern erschienen. Ich habe ihn viel lieber gewonnen durch diese entschiedene Haltung. Denk Dir übrigens, daß ich von der Orgelbank unmittelbar in die Mail steigen und sechs Tage und fünf Nächte ununterbrochen fahren mußte bis Frankfurt, wo ich auch am folgenden Tage wieder fort mußte und hier nur vier Stunden vor Anfang des ersten Concertes ankam. Nun denn seitdem haben wir acht Concerte gegeben, wie Du sie kennst, und den Messias in der Kirche. Unser Glanzpunct diesen Winter ist Clara Novello, die auf sechs Concerte hergekommen ist und das ganze Publicum wirklich beglückt hat. Wenn ich das kleine, gesunde Persönchen mit ihrer reinen, hellen Stimme und ihrem lebendigen Gesang höre, so denke ich sehr oft daran, daß ich sie Dir eigentlich aus Italien weggestohlen habe, denn dahin wollte sie jetzt schon, und geht sie nun erst im Frühjahr; aber unserer Sache habe ich einen gar zu großen Gefallen erzeigt, indem ich sie her persuadirt habe, denn sie allein bringt diesmal Leben und Feuer hinein und Publicus schwärmt, wie gesagt. Die Arie mit Bassethorn aus Titus, die Polacca aus den Puritanern von Bellini und eine Englische Arie von Händel haben Publicum toll gemacht und er schwört, außer Clara Novello gäb's kein Heil. Die ganze Familie ist mit ihr hier und sind recht angenehme Leute; Dein wird oft und viel gedacht. Von neuen Sachen war das vorzüglichste der glorreiche Augenblick von Beethoven, eine lange Cantate (3/4 Stunden, Chöre, Solos 2c.) zu Ehren der drei zum

wiener Congreß versammelten Monarchen; prächtige Sachen drin, u. a. eine Gebet-Cavatine, ganz in der großen Beethoven-Art, aber ein jammervoll dummer Text, worin sich heller Glanz auf Kaiser Franz reimt und dann ein großer Trompetentusch kommt, und nun hat Haslinger gar einen anderen Text unterlegen lassen, der heißt Preis der Tonkunst und ist noch viel jammervoller, denn da reimt sich etwa Poesie auf edle Harmonie und dann kommt der Trompetenstoß — noch viel dummer. Und so leben wir alle Tage in Deutschland. Mein Quartett in E-moll hat David neulich öffentlich gespielt und muß es heut „auf Begehren" wiederholen; ich bin neugierig, wie mirs heut gefallen wird, neulich kam es mir viel hübscher vor, als sonst, aber viel mache ich mir doch nicht draus. Ich habe ein neues angefangen und beinahe fertig, das ist besser. Auch einige neue Lieder habe ich gemacht, von denen Dir einige wohl gefallen würden, aber mein neues Clavier-Concert würdest Du, glaube ich, perhorresciren. Deine eigene Schuld, warum hast Du mir Dein versprochenes Stück nicht geschickt. Weißt Du auch, daß Ricordi, der Musikhändler, oft Pakete an Wilh. Härtel hier schickt? Da lege es bald bei. (Das ist eine delicate Art zu mahnen.) Deine E-moll-Symphonie habe ich mir müssen aus den Stimmen in Partitur setzen lassen; die Partitur, die dabei lag (von Deiner eigenen Hand), hat ein fast ganz anderes erstes Stück, das Andante Allegretto geht aus H-dur statt C, die beiden letzten Stücke sind ganz verschieden, kurz ich wußte mir nicht zu helfen, und habe erst gestern das Plaisir gehabt, die alte wohlbekannte Partitur vom Notenschreiber zu erhalten und gleich durchzuspielen. In einem der Januar-Concerte habe ich sie angesetzt,

sie macht allein den zweiten Theil aus. Die beiden Mittelsätze sind ganz superb.

Nun soll ich schon schließen. Grüß Liszt sehr vielmal und sag ihm, wie oft und mit wie vieler Freude ich seiner gedenke. Grüße Rossini, wenn dér meinen Gruß mag. Vor allem aber bleib Du mir gut.

Dein Felix.

Leipzig, den 20. Januar 1838.

Du mailändisches Drama, Du fängst Deinen Brief so verächtlich an, blickst so auf meine Ermahnung zur Pünctlichkeit herab, daß ich mir fast vorgenommen hatte, 1) sehr pünctlich zu sein, 2) Dich gar nicht mehr zu ermahnen. Da Du aber am Datum siehst, daß ich den ersten Vorsatz nicht gehalten habe, so stehe ich auch nicht dafür, ob ich den zweiten beobachte und ob nicht in diesem Brief hin und wieder eine Ermahnung mit unterläuft, die Du entweder be- oder verachten kannst, nach Belieben; ich bin unverbesserlich, wie Du siehst (ich meine, incorrigible). Aber ohne Spaß, ich hätte Dir am Neujahr geschrieben und für Deinen lieben Glückwunsch gedankt und Dir meine Wünsche gesagt, aber die fatalste Abhaltung hinderte mich, eine Unpäßlichkeit oder Krankheit, die mich seit der letzten Woche des vorigen Jahres heimgesucht und leider jetzt noch nicht nachgelassen hat. Das hat mich die ganze Zeit hindurch in solch üble, zum Theil verzweifelte Stimmung gebracht, daß ich Dir auch heute nur schreibe, weil ich einsehe, daß ich das Ende nicht abwarten kann. Ich leide, wie vor vier Jahren schon einmal, an gänzlicher Taubheit des einen Ohrs und zuweilen Kopf-, Hals- ꝛc. -Schmerzen dazu, aber die Schwäche des Ohrs dauert ununterbrochen fort und da ich dabei doch dirigiren und spielen mußte (jetzt hüte ich schon seit vierzehn Tagen das Zimmer), so kannst Du Dir meine Pein denken, wie ich weder das Orchester

recht hörte, noch meine eigenen Passagen auf dem Flügel. Es ist damals nach sechs Wochen vergangen, und gebe Gott, daß es diesmal auch so vergehen möge, aber wenn ich mich noch so sehr zusammennehme, kann ich mich der Furcht nicht ganz erwehren, da bis jetzt, trotz aller Mittel, keine Veränderung da ist und ich oft nicht einmal verstehe, wenn im Zimmer gesprochen wird. Dazu kommt eine andere, noch größere Sorge, von der ich jeden Tag Befreiung erwarte und die mich keinen Augenblick verläßt. Meine Schwiegermutter ist seit vierzehn Tagen hier, Du weißt, aus welchem Grunde. Wenn man so sein ganzes Glück, seine ganze Existenz von einem unvermeidlichen Augenblick abhängen sieht, das ist ein eigenes Gefühl. Vielleicht wird es auch mit meiner Gesundheit besser, wenns mit dem Wetter besser wird, eines solchen Winters weiß ich mich kaum zu erinnern; seit vierzehn Tagen ununterbrochen 14—22 Grad Kälte, gestern endlich milderes Klima und zugleich ein Schneesturm, der heut noch dauert und die Straßen fast versperrt. Was erfährst Du denn davon in Deinem Mailande?

Tausend Dank für Deine Details im letzten Briefe, sie interessiren mich mehr als Du Dir denken kannst, der Du so inmitten von alle dem lebst, was hier so fabelhaft klingt. Schreibe mir doch jedes Mal so recht viel davon, erzähle mir, wie Dein Psalm gewesen ist, wie sie ihn gesungen haben, ob Du die Oper schon angefangen hast, was für einen Genre Du gewählt, vom Auftreten der Pixis, kurz, von allem, was Du magst und machst. Hier ist alles so ganz in seinem gewöhnlichen, ruhigen, musicalischen Gange. Wir haben alle acht Tage unser Abonnements-Concert; was darin vorkommt, weißt Du ungefähr. Zu Neujahr, wo das Concert

immer mit geistlicher Musik eröffnet wird, ließ ich meinen Psalm „Wie der Hirsch" aufführen. Ich habe einen neuen, sehr ausgeführten Schlußchor dazu gemacht und an dem ganzen Psalme mich recht erfreut, weil es eines der wenigen Stücke von mir ist, die mir noch jetzt so lieb sind, wie während ich's schrieb. Eine Symphonie von Täglichsbeck, die von Paris aus sehr gelobt und im Conservatorium gespielt worden war, hat sehr wenig Eindruck hier gemacht und mir nichts besonders geschienen. Henselt, der Clavierspieler, war kurz vor Neujahr da und spielt allerdings ganz vortrefflich, er gehört ohne Frage in den ersten Rang, nur ist noch ungewiß, ob er über seine deutsche Aengstlichkeit, Gewissenhaftigkeit, namentlich über seine schwachen Nerven genug Herr werden wird, um sich allgemein bekannt zu machen, z. B. in Paris und London aufzutreten. Er übt den ganzen Tag, bringt sich und seine Finger so herunter, daß er am Abend, wo er nun Concert geben will, schon ganz matt und müde ist und dann (im Vergleich mit sonst) mechanisch und unvollkommen spielt. Seine Hauptforce sind weitgriffige Accorde, er reckt den ganzen Tag die Finger auseinander und macht unter anderen folgendes Prestissimo:



Dabei hat er ganz charmante Etudes gemacht, die denn auch seine Hauptstärke in den Concerten sind. Jetzt ist er nach Rußland abgereist. Wir gaben Deine Ouverture aus E ♮ in seinem Concerte, sie ging gut und machte uns wieder viel Freude. Auch die Fer-

nando-Ouverture kommt nächstens; aber Deine Mutter hat mir keine geänderte Partitur damals geschickt, nur die Stimmen, die ich nicht brauchte, da wir sie hier haben. Ich erhielt nichts, als die Partitur der E-moll-Symphonie, die Du verbrannt wissen willst, was ich aber mit Deiner Erlaubniß oder gegen dieselbe bleiben lasse. Sonderbar, ich kann mich diesmal wieder nicht mit dem letzten Satz befreunden, während mir das zweite und dritte Stück mehr wie jemals zusagen. Sie ist für eins der Februar-Concerte festgesetzt. Eine Symphonie von Burgmüller (aus Düsseldorf) hat neulich recht sehr gefallen. Gestern brachte mir Schleinitz Dein Lied aus G-moll (in der Europa), sang mir's vor und ich sollte rathen, von wem es wäre — zu meinem großen Verdrusse rieth ich's nicht und ärgerte mich hernach, da ich's am Anfang hätte rathen müssen und an dem G-moll-Schluß in der Mitte. Ich habe von neuen Sachen das Violin-Quartett fast fertig, eine Sonate für Pianoforte und Violine ebenfalls fast, und sechs vierstimmige Lieder (mit Frauenstimmen) vorgestern an Breitkopf u. Härtel abgeschickt, kleine Dinger, im Freien oder in Gesellschaft zu singen. Die Novello, welche hier la pluie und le beau temps gemacht hat und in ihrem Abschieds-Concert mit Gedichten beworfen und bekränzt und applaudirt und angeschrieen worden ist ohne Ende, ist nach Berlin, um dort zu singen, will dann wieder hier durch, um vielleicht noch ein paar Arien zuzugeben, um die Leipzig auf den Knieen gebeten hat, und will zum Frühjahr in Italien sein. Wo, das weiß sie, glaube ich, eben so wenig, wie ich bis jetzt. Sie hat den Concerten hübschen Schwung in diesem Winter gegeben und wenn sie auch schwer zu ersetzen ist, so ist die Sache an sich sehr

gut und hält ein Veilchen vor. Aber was sagst Du denn zu Ries' plötzlichem Tode? Mir ist's dabei aufs Herz gefallen und sonderbar zu Muth gewesen, gerade weil mir sein Wesen und Treiben mißfallen hatte — das steht aber mit solcher Nachricht in so schneidendem Contrast und man vergißt alles andere so sehr in dem Augenblick. Der Cäcilien-Verein hat doch ein eignes Schicksal, wer ihn jetzt übernehmen wird und kann, davon hab' ich keine Ahnung. Ries war noch vor acht Tagen nur an Gicht und Gelbsucht krank; — in zwei Tagen plötzlich todt. — Wärst Du jetzt in Deutschland, so meine ich Du müßtest nach Weimar an Hummel's Stelle; die muß viel Angenehmes haben; vielleicht bleibt sie offen, bis Du einmal zurückkehrst. Du mochtest ja Weimar gern. Ueberhaupt, wenn Du nur wieder zurückkommen willst — an Stellen fehlt es nicht, das sehe ich wohl deutlich jetzt, nur an Männern dazu. Da ist schon wieder mein altes Lied. Und Du sagst, das liegt alles weit hinter mir. — Und ich hoffe dennoch vor Dir.

Leipzig, den 14. April 1838.

Lieber Ferdinand!

Du wirst wegen meines langen Schweigens böse auf mich sein; ich kann wieder nichts thun, als Dich um Verzeihung bitten und hoffen, Du werdest Deinen Zorn wieder in Milde verwandeln, wenn Du meine wohlbekannte Pfote siehst. Es liegt viel zwischen diesem und dem vorigen Briefe, auch manches, was mich vom Schreiben abhielt. Daß mir Cécile am 7. Februar einen Sohn geboren hat, wirst Du gewiß durch Deine Mutter schon erfahren haben; aber vielleicht weißt Du noch nicht, daß sie gegen Ende des Monats auf einmal entsetzlich krank wurde und vier Tage und vier Nächte mit einem furchtbaren Fieber und allen Arten sonstiger Leiden zu kämpfen hatte. Dann erholte sie sich, Gott sei Dank, schneller, als sich hatte erwarten lassen, aber doch langsam genug, und erst vor Kurzem sind alle Spuren von Uebelbefinden verschwunden und sie ist so munter und sieht so wohl und frisch aus, wie Du sie kennst. Was ich nun alles in der Zeit empfunden habe, kann ich Dir freilich in keinem Brief sagen und mündlich auch am Ende nicht, aber Du denkst es Dir selbst am besten, lieber Ferdinand. Und jetzt, wo alle Furcht vorüber ist und Frau und Kind wohl, da ist's solch ein heiteres Gefühl und doch gar nicht philisterhaft; Du magst spotten, so viel Du willst, so kann ich mir nicht helfen, es ist gar zu wohlig und lieb, so einen winzig kleinen Kerl anzusehen, der seiner Mutter

blaue Augen und Stumpfnase mit auf die Welt gebracht hat und sie so gut kennt, daß er sie anlacht, wenn sie ins Zimmer tritt, und wenn er dann an ihrer Brust liegt und rasend sänft und Beide haben solches Vergnügen dran — ich kann mir nicht helfen, es ist überglücklich. Dafür declinire ich mensa so lang einer will und mache Fingerübungen mit ihm, und laß mich von Dir auslachen mit Freuden. In einigen Tagen wollen wir nach Berlin reisen, damit Cécile auch meine jüngere Schwester und somit meine ganze Familie kennen lernt, denn Paul mit seiner Frau waren vorigen Monat hier und haben den Kleinen über die Taufe gehalten. Carl Wolfgang Paul heißt der kleine Mensch. In Berlin will ich einmal sehen, wie meine Frau sich in unserem Hause gefällt; geht's gut, so reise ich in vier Wochen allein zum Musikfest nach Köln und komme unmittelbar darauf wieder nach Berlin, um dort oder hier den Sommer ruhig zuzubringen und zu arbeiten. Wo nicht, so reist Cécile wohl mit mir nach Köln; aber da es meine Mutter gar nicht gern sehen würde und die Schwestern auch, so denke ich wohl, sie wird dort bleiben und vielleicht nächstes Jahr mit mir an den Rhein. So weit meine Plane für's Nächste. Und Du? Wäre ich Du, so wäre ich gestern, am Charfreitag, und am Palmsonntag bestimmt nach Rom gerutscht, und immer denke ich's mir noch möglich, daß Du's gethan. Namentlich am Palmsonntag kann ich die päpstliche Capelle mit den goldenen Palmenzweigen niemals aus dem Gedächtniß kriegen; es ist von Ceremonie und Pracht das feierlichste und glänzendste, was ich gesehen habe, und ich möchte, Du sähest es und fändest das auch. Prächtige Sachen schreibst Du mir ja von Mailand und Deinem Treiben dort; es ist so

komisch, wie Du Dein Paris da wieder finden mußt; Liszt, Nourrit, Pixis &c. Aber interessant muß das Alles im höchsten Grade sein und auf die „Zustände", die Du mir in Leipzig einmal mündlich beschreiben willst, freue ich mich heute schon. Du wirst gut erzählen haben. Und freilich hast Du's auch wieder entsetzlich richtig getroffen mit Deiner Beschreibung der *'schen Hofcapellmeister-Glückseligkeit und der Saumthierseligkeit des deutschen Publicums. Ich habe in diesem Winter einige schauderhafte Blicke da hinein gethan, z. B. eben in Hinsicht der *'schen Stelle, an die sie mich hin haben wollten (wahrscheinlich, weil's ein paar Zeitungsschreiber gesagt hatten) und wo sie nun mit den schönsten Künsten mich wieder dazu bringen wollen, mich darum zu b e w e r b e n, weil sie sich genirten, ehrlich und ordentlich heraus zu einem Musiker zu sprechen — endlich haben sie es doch gemußt und ich habe das Plaisir dafür gehabt, es recht höflich abzuschlagen und eben wieder gesehen, wie recht Du mit Deiner kohlschwarzen Schilderung hattest. Und doch ist in dem Deutschland ein so gewisses Etwas — ich weiß es nicht, was, und es zieht mich doch so an und ich möchte Dich bereden. — Nun kommt wieder meine alte Geschichte, die Du zweihundert Mal gehört und vierhundert Mal Dich darüber f . . . . hast. Freilich ist das ein besserer, lebendigerer Theaterzustand, den Du in Italien beschreibst, als der unsrige, aber hilf uns einen besseren herbeiführen. * und Consorten thun es nimmermehr, die führen den Karren tiefer in den Dreck und gehen doch schnell und spurlos vorüber. Von was besserem. Könntest und wolltest Du mir wohl eine Copie Deines Psalms schicken? und sonst noch dazu legen, was Du Neues hast, und das ganze Paket an Ricordi geben, der

öfters an W. Härtel hier Sendungen macht? Das wäre doch einmal prachtvoll von Dir, und ich bitte Dich sehr vielmal, thue es. Ich war auch ziemlich fleißig diesen Winter. Ein neues Violinquartett in Es hat David neulich zum Schluß seiner Soiréen öffentlich gespielt und ich denke, Du würdest einen rechten Fortschritt darin bemerken; ein drittes habe ich angefangen; ein Concertstück für Piano mit Orchester (eine Art Serenade und Rondo, denn das Deine kriege ich ja doch nimmermehr), einen neuen Psalm (95) — daß ich zu dem 42. noch vier Stücke zucomponirt habe, habe ich Dir doch wohl schon geschrieben und ein Heft vierstimmiger Lieder, im Freien zu singen, und mehrere kleine Bestien sind da, und möchten so gern von Dir ein bischen gestriegelt und gebürstet werden, wenn Du auch da wärst. A propos, finde das schön: in Dresden haben sie eine erste Aufführung meines Paulus mit allen möglichen Präparativen gemacht und zehn Tage vorher schreibt mir R. einen vornehmen Brief, man wünschte den ersten Theil etwas abzukürzen und er wolle deßhalb den Chor „Mache dich auf, werde Licht" mit dem darauf folgenden Choral „Wachet auf" streichen, da ihm diese Nummern nicht nöthig zur Handlung schienen. Ich war dumm genug, mich einen Tag lang unsäglich über die Zumuthung zu ärgern, aber schön finden mußt Du es auch. — Die Novello wird nun wirklich bald in Italien eintreffen. Sie ist jetzt, wie ich höre, in München, und will von da direct hinüber. Von hier ging sie nach Berlin, wo sie einen solchen unglaublichen Succès gehabt hat, daß ich fürchte, sie hat sich ihrer Sache ein bischen zu gewiß gefühlt; denn in Dresden und Wien, wohin sie gleich darauf im Flug reiste, soll sie gar nicht viel gemacht haben.

In Berlin dagegen hat sie zwei Concerte gegeben zweimal für die Armen gesungen, viermal im Theater, zweimal bei Hofe, was weiß ich, wo noch? Mach ihr nur schön den Hof, wenn sie Dir in die Arme flattert. Und nun will ich schließen und habe Dir doch noch solch eine Menge Sachen sagen wollen. Das nächste Mal mehr. Meine Frau grüßt Dich vielmal und schönstens. Sie ist mit der Reise beschäftigt. Ich bitte Dich, schreib mir nach Berlin (Leipziger Straße Nr. 3), Du sollst dann Berliner Zustände für Mailänder austauschen (wobei ich freilich noch viele Ellen zugeben müßte). Aber leb wohl, lieber Ferdinand, sei froh. Behalte lieb Deinen

F. M.

Berlin, den 15. Juli 1838.

Lieber Ferdinand!

Da so allerlei Bestien von Gott erschaffen sind und auf Erden herumwandeln, worunter die schlechten Correspondenten auch gehören, so sei mir nicht zu böse, daß ich diese Natur bekommen habe. Ich habe so meine Zeiten, wo mir die Dinte nicht fließen will, und wenn ich Antworten kriegen könnte (z. B. von Dir), ohne erst selbst zu schreiben, so verlernte ich's wahrscheinlich ganz. Du merkst es erstlich meinem langen Nichtschreiben und jetzt meinem steifen Schreiben an, daß dies eine solche Zeit ist. Aber, wie gesagt, von wegen der Antwort. Ich hoffe, es fällt Dir eine ganz aparte Art, mich anzuschnauzen, ein, mit der Du Deinen Brief anfangen kannst; dann bekomme ich ihn gewiß bald. Und dann mußt Du mir auch als Geschäftsmann antworten, denn ich schreibe jetzt in Geschäften, um nach der Ouverture zu fragen, die Du uns zu den Concerten versprochen hast. Wie ist's damit? Ich hoffe, wir erhalten sie, und können sie gleich zu Anfang der Concerte (Ende September) ansetzen. Wirf mir nicht vor, daß ich Dir meine Sachen nicht durch Härtels geschickt hätte, wie Du

verlangtest; Du weißt, daß ich seitdem hier war und ziemlich unruhig lebte, und zudem, — was willst Du auch jetzt damit? Lieber spiele ich Dir alles en gros vor, wenn Du mal wieder ins Vaterland zurückgekehrt bist. Mit Dir aber ist's ein Anderes; Du kannst mir in meinen Aufführungen dadurch helfen und uns eine Freude bereiten und Du hast's mir versprochen; ich halte Dich also beim Wort. Hoffentlich ist die Ouverture schon fertig; und dann hoffentlich, hoffentlich schickst Du sie. Ich bin so begierig drauf, wie ich lange nicht auf ein Musikstück war, so wie überhaupt auf Dein ganzes italienisches Leben und Treiben. Jetzt sitzest Du am Comersee und Deine Mutter wohl bei Dir; es mag ein köstliches Leben sein. Dazu wirst Du wohl mit Liszt flaniren und der Novello die Cur machen, die in Mailand ist, wie ich höre, und dort Stunden nimmt; ist sie denn immer noch Dein entschiedener Liebling? Was sagst Du zu ihrem Singen und zu ihrer Person? Ich bin nun seit dem Mai hier im elterlichen Hause. Es ist ein eigenes Gefühl, so vieles darin verändert, so vieles in mir selbst verändert, und doch ein gewisses behagliches Zuhausesein, als wäre ich niemals daraus weg gewesen. Dazu ist meine Familie hier so abgeschlossen und isolirt, daß man eigentlich von Berlin wenig spürt und mit wenig andern Leuten in Berührung kommt, als mit denen im Hause. Es hat sein Gutes und auch sein Nachtheiliges und wie ich hier diesmal mich so eigentlich als Fremder und Unbefangener umsehe, so muß ich mich doch glücklich preisen, nicht hier geblieben zu sein, so leid mir's noch heut der Familie wegen thut; aber das Klima und die Luft sind unfruchtbar hier und taugen nichts. Zum Lernen und Arbeiten und Isoliren ist Berlin

ganz der Platz, aber zum Genießen auch gar zu wenig; es ist mir alles aus meinem früheren Leben und alle meine Feindseligkeiten mit den Leuten und meine schlechte Stellung mit ihnen diesmal erst recht klar geworden, wie dies alles so kommen mußte, und auch deßhalb sind mir die Monate schon von höchstem Interesse gewesen. Jetzt gefallen wir uns gegenseitig und auch Berlin im Ganzen gefällt mir, weil ich die ganze Lumpenwirthschaft los bin und mich nun am Guten hier freuen kann, ohne mir's zu verbittern. Am ersten Abend meiner Ankunft gingen wir ins Theater um „Armide" von Gluck zu hören; solch einen Genuß habe ich selten oder noch niemals in der Oper gehabt. Diese große Masse eingespielter und =gesungener Musiker, von Spontini gut dirigirt, das herrliche Haus zum Erdrücken voll, die guten Decorationen und das alles zu dieser wunderbaren Musik vereinigt, machte mir einen Eindruck daß ich mir sagen mußte es sei doch nichts mit solch kleiner Stadt und solchen kleinen Mitteln und solchem kleinen Kreise und es sei doch ein ander Wesen hier. Aber wie oft habe ich das seitdem zurücknehmen müssen. Gleich den Tag darauf gaben sie eine sogenannte Gedächtnißfeier für Beethoven und spielten die A-dur-Symphonie so niederträchtig, daß ich meiner kleinen Stadt und meinen kleinen Mitteln schon vieles abbat, denn da war eine Rohheit, eine Frechheit der Execution, wie ich sie nirgend jemals gehört, und die ich nur mit dem ganzen preußischen Beamtenwesen erklären kann, das zur Musik paßt, wie eine Zwangsjacke einem Menschen. Und noch dazu ist's eine unbewußte Zwangsjacke. Nun, und seitdem habe ich manches von Quartetten und Symphonieen in Privatcirkeln singen und spielen gehört und habe alles

meiner kleinen Stadt abgebeten. Es wird nach wie vor so schülerhaft, so gleichgültig und so hochmüthig an den meisten Orten hier Musik getrieben, daß sich daraus zur Genüge all mein damaliger Grimm und meine wohl unschicklichen Mittel, um der Sache zu steuern, erklären lassen. Es hängt mit dem Sand, mit der Lage, mit dem Beamtenwesen zusammen, so daß man sich wohl an einzelnen Erscheinungen freuen; aber mit keiner näher befreunden kann. Die Gluck'schen Opern sind solche erfreulichen Erscheinungen. Ist's nicht merkwürdig, daß sie immer ein volles Haus machen und daß das Publicum klatscht und sich amusirt und heraus ruft? Und daß dies ziemlich der einzige Ort in der Welt ist, wo so etwas möglich ist? Und daß am nächsten Abend der Postillon ein eben so volles Haus zieht? Und daß in Baiern verboten ist, in irgend einer katholischen oder protestantischen Kirche Musik zu machen, weil es die Kirche entheilige? Und daß die Choräle auf dem Theater obligat werden? Gotts Schock Donnerwetter. — Die Hauptsache ist aber doch bei alledem das Neue, und daß es recht viel gutes schönes Zeug in der Welt gebe; darum bin ich auf Deine Ouverture und Deine Oper so gespannt. Daß ich in Köln zum Musikfest war, wirst Du gehört haben. Es ging alles gut, die Orgel machte zum Händel und noch mehr zum Seb. Bach (es war eine neu aufgefundene Musik von ihm, die Du noch nicht kennst, mit einem pompösen Doppelchor) einen schönen Effect. Aber auch da fehlte, meinem Gefühl nach wenigstens, das Interesse an irgend etwas Neuem, Unversuchten; ich mag so gern einiges Ungewisse, das mir selbst und dem Publicum Raum zu einer Meinung gibt; im Beethoven und Händel und Bach weiß man es schon so

vorher, was man daran hat, das muß dabei bleiben, aber viel anderes dazu. Du hast ganz Recht, daß es in Italien besser ist, wo die Leute alle Jahr eine neue Musik und alle Jahr ein neues Urtheil haben müssen, wenn nur die Musik und die Urtheile selbst ein Bißchen besser wären. Hier schnaubst Du und sagst: was ist besser? Mehr nach meinem Schnabel also, wenn Du so willst. Uebrigens hat Deutschland auch den Teufel im Leibe; Guhr hat die Schöpfung zwei Mal mit ungeheurem Glanz aufgeführt, sämmtliche Zeitungen sprechen von der Stelle „es werde Licht,“ wo Guhr sämmtliche Musikchöre der österreichischen und preußischen Regimenter in der Kirche aufgestellt hatte, die dabei losbliesen. Und im Cäcilien-Verein dirigirt V.... und ist, so viel ich weiß, der Beste, den sie bekommen können; und S...... hält Reden zu Ehren Mozart's, und alles das ist auch nicht nach meinem Schnabel. Am Ende ist mein Schnabel verqueer — die Möglichkeit leuchtet mir selbst davon zuweilen ein —, aber ich muß ihn doch einmal so verbrauchen, wie er gewachsen ist, und da kriege ich freilich das meiste eben so wenig hinunter, wie der Storch den Brei aus der flachen Schüssel. Der Storch führt mich auf meinen Jungen, der ist dick und fett und lustig und schlägt im Aeußeren und im Charakter seiner Mutter nach, was mir unsäglich Freude macht, weil's sein Bestes ist. Und Cécile ist wohl und blühend und grüßt Dich vielmal.

Ich hab Dir ja noch gar nicht geschrieben, was ich geschrieben habe, ich meine die Noten: zwei Rondos für Clavier, eins mit, eins ohne Orchester, zwei Sonaten, eine mit Violine, die andere mit Cello, einen Psalm und eben bin ich bei einem

dritten Violinquartett und habe eine Symphonie im Kopf, die bald vom Stapel laufen soll. In B-dur. Und Du? Wirst Du nun die Ouverture schicken? Und nun tausend herzliche Grüße Deiner Mutter und genieße Dein Leben in dem erquicklichen Land und bleibe mir gut.

Dein

Felix M.-B.

Berlin, den 17. August 1838.

Lieber Ferdinand!

Dein gestriger Brief hat mich so sehr erfreut, daß ich keine Zeit verlieren mag, Dir's zu sagen, wie sehr. Es ist mir der liebste von allen, die ich je von Dir bekommen habe und ich habe ihn immer wieder gelesen und mich wieder daran erfreut, an der glücklichen harmonischen Stimmung die daraus spricht, an allem einzelnen Lieben und Guten daran, an dem Anfang und der Mitte und dem Ende. Wie freue ich mich, daß Dir gerade solch ein Glück zu Theil wird, dem ich's so von Herzen gönne, oder vielmehr mit dem ich's mit genieße, und der's selbst so zu genießen weiß, wie ich aus Deinem Briefe sehe. Wohl muß es schön sein mit Deiner Mutter in Bellaggio; aber eben, daß Dich dieses frohe Gefühl so durchdringt, das freut mich so an Deinen Zeilen, ich gestehe ich hatte mirs kaum gedacht. Das ist auch nicht so übel, was Du mir von dem neuen Oratorium schreibst, an alle dem sehe ich, daß Du gerade jetzt so sein und leben mußt, wie ich's Dir immer gewünscht und wie ich es mit meinen deutschen Reden damals im Sinne gehabt hatte — das wo ist ganz einerlei — erhalte dirs der Himmel immer so und gedenke dabei meiner auch immer so freundlich, wie in dem Briefe eben. Klappen-Trompeten haben die Babylonier auf jeden Fall gehabt (eigentlich war ganz Babylon eine Art Klappentrompete), so luxuriöse, übermüthige Morgen-

länder kommen ja kaum mit C-Trompeten allein aus. Aber ich bitte Dich, nenne sie nicht trompettes à piston in Deiner Partitur, ich habe solch einen Haß auf das Wort Piston — Du siehst, welch ein Doctor der Philosophie ich bin. Also, wenn das Oratorium fertig ist, so sollen wir's in Deutschland hören? Nun, das ist doch noch einmal ein Wort zu seiner Zeit. Laß es nur irgendwo in meiner Nähe sein, damit ich auch etwas davon habe, vom ersten Male, laß es gar in Leipzig sein, das wäre schön, zusammennehmen sollten sie sich und was von Sanges- und Spielkräften in der guten Stadt ist, sollte zu Deinen Diensten stehen. Nun mach es nur bald fertig und schreibe mir viel davon, es gibt doch immer einen Vorschmack indeß. Was Du von der Novello sagst, da stimme ich mit jedem Wort überein und eben so über Liszt. Daß wir die Ouverture nicht bekommen, thut mir sehr leid, ich kann mir's aber natürlich denken, daß Du nichts vor der ersten Aufführung willst hören lassen. Und die soll im nächsten Winter schon sein? Und dabei ist das ganze Oratorium vierstimmig skizzirt? Das ist ja prachtvoll fleißig. Du gibst mir gleich ein Beispiel für Deinen Rath von den zehn Opern und zehn Oratorien, die ich in den nächsten zwanzig Jahren machen soll. Glaub mir, daß ich die größte Lust und den innigsten Trieb habe, Deinem Rath und Beispiel zu folgen, gäb's nur einen dichterischen Menschen und Freund in der Welt. Es ist zu schwer, all dergleichen zusammen zu suchen. Getrieben sein müßte man dazu. An solchen Menschen fehlt es aber in Deutschland und das ist ein großes Unglück. Indeß so lange ich keinen finde, helfe ich mir selbst durch und am Ende muß doch einer zum Vorschein kommen. Deinen instrumentirten Psalm

und den Hochzeitschor habe ich hier erhalten, habe ich Dir denn noch nicht dafür gedankt? Mir ist's doch so, und wenn ich mich irre, muß ich's Dir hiermit noch einmal sagen, wie Du mich durch den letzteren so erfreut hast, welche frohen Tage mir jede Note des ersteren zurückruft. Deine gestrichene Fernando-Ouverture erhielt ich in Leipzig und denke sie im Anfang der Abonnements-Concerte zu geben; ich schreibe Dir dann genau darüber und schicke sie gleich nachher (etwa Anfang November, das ist doch zeitig genug?) durch Härtel an Ricordi. Ein paar neue Sachen von mir lege ich dann auch dazu; wie die Dir nur in Italien vorkommen mögen?

Jetzt ist mein berliner Aufenthalt gleich zu Ende, ich denke in vier Tagen wieder nach Leipzig zurückzukehren, wo sie am 19. September meinen „Paulus" in der Kirche geben und die Proben dazu nächste Woche anfangen wollen. Das Leben hier in der Familie war gar zu angenehm; gestern Abend, als ich zum Thee hinüberging und alle versammelt fand, las ich ihnen vieles aus Deinem Briefe vor, der auch ihnen große Freude machte und sie trugen mir alle viele Grüße an Dich auf. Wir kamen so jeden Abend zusammen, kannegießerten, stritten, machten Musik, da war's sehr angenehm und wohlig. Ausgebeten waren wir in der ganzen Zeit kaum drei Mal, von öffentlicher Musik habe ich auch wenig mehr gehört, als ich mußte; sie ist zu schlecht, bei den besten Mitteln; eine Vorstellung des „Oberon" in voriger Woche war unter aller Vorstellung — ich glaube, das Ding war nicht ein einzig Mal recht zusammen; in der Sing-Akademie sangen sie mir ein Stück von mir vor, daß ich ernsthaft böse geworden wäre, wenn nicht Cécile neben mir gesessen hätte und immer gesagt: lieber Mann,

beruhige Dich doch. Auch Quartett spielten sie mir einmal vor und placferten immer noch an denselben Stellen, wo sie vor zehn Jahren placferten und wo ich vor zehn Jahren wüthend darüber geworden war; jetzt war's mir nur ein Beweis mehr für die Unsterblichkeit der Seele. Mein drittes Violin-Quartett in D-dur ist fertig, das erste Stück gefällt mir selbst über die Maaßen; ich wollte, ich könnte Dir's mal vorspielen, — namentlich eine Forte-Stelle am Ende, die Dir gewiß recht wäre. Auch denke ich nächstes Jahr eine Oper von Planché zu componiren; zwei Acte des Textes habe ich schon, und die gefallen mir gut genug, um mich dazu zu machen. Das Sujet ist aus der englischen mittelalterlichen Geschichte, ziemlich ernsthaft, Belagerung und Hungersnoth darin, — ich bin nun auf das Ende des Textes begierig, das ich in der nächsten Woche erwarte. Auch einen Oratorientext hoffe ich noch in diesem Jahr zu bekommen. — Du siehst, daß ich Deinen Rath schon von selbst befolgen wollte, aber wie gesagt, der fördernde, selbst erfindende Dichter, der fehlt und mit ihm eine große Hauptsache. Claviersachen schreibe ich allerdings nicht mit der größten Lust, auch wohl nicht mit rechtem Glück, aber ich brauche mal zuweilen was Neues zum Spielen und dann fällt mir auch wohl mal was recht claviermäßiges ein, wenn's auch keine Passagen gerade sind, warum soll ich mich da geniren und es nicht auch hinschreiben? Zudem ist ein ganz bedeutender und mir sehr lieber Zweig der Claviermusik, Trios, Quartetten und andere Sachen mit Begleitung, so die rechte Kammermusik, jetzt ganz vergessen und das Bedürfniß, mal was Neues darin zu haben, ist mir gar zu groß. Da möchte ich auch

gern etwas dazu thun. In dieser Idee habe ich neulich die Sonate mit Violine und die mit Cello gemacht und denke nächstens ein paar Trios zu schreiben. Jetzt habe ich eine Symphonie in B-dur vor und nehme mir vor, sie bald fertig zu machen. Wenn nur nicht gar zu viel fremde Virtuosen den Winter nach Leipzig kommen und ich nicht allzuviel Ehre zu genießen habe, will sagen, Concerte zu dirigiren. Also verläuft sich Hr. F... bis Mailand? Brr, der könnte dem warmen Klima Schaden thun. Ja, siehst Du, solche Kerls muß ich verdauen und bin in Leipzig, statt in der Cadenabbia, wo ich einmal war, Deiner jetzigen Wohnung gegenüber. Schreib ich so an Dich nach dem Comersee, so kommt mir doch die größte Lust an, dies Paradies mal wieder zu sehen und wer weiß, was ich einmal in den nächsten Jahren thue. Aber erst mußt Du mit dem Oratorium hier gewesen sein, das ist das Schönste. Weißt Du, daß Dich meine Schwester Fanny vielleicht bald sieht? Sie hat die Absicht, mit Mann und Kind nach Italien zu reisen und erst nächstes Jahr zurückzukehren. Wenn ich Näheres von ihrer Reise erfahre, theil ich Dir's mit, damit sie Dich nicht verfehlt, wie Franck. Nun leb wohl, schreib mir bald nach Leipzig, und wieder solch einen prächtigen Brief. Hab nochmals Dank. Grüße Deine Mutter. Leb wohl, leb wohl.

Dein Felix.

Leipzig, den 15. April 1839.

Mein lieber guter Freund!

Heute habe ich ganz aparte Lust, Dir zu schreiben, mit Dir zu plaudern; eben dachte ich so daran, wie ich bei Dir auf dem Sopha lag und klagte und mir Clavier vorspielen ließ, weil ich so verliebt war; und darauf dachte ich, es wäre doch gut, wenn wir uns bald mal wieder sähen und ordentlich zusammen lebten, — und dann dachte ich, wie lange das noch hin sein müßte. Aber auch eine Menge Geschäftssachen habe ich heute an Dich zu schreiben, mit denen will ich gleich anfangen. Erstlich das Oratorium. Was denkst Du auch, daß Du von Responsabilität sprichst, die ich auf mich nähme — von Riskiren — von Durchsicht der Partitur vorher ꝛc. Du toller Kerl, das weiß ich alles lange schon, wie ein Stück von Dir sein wird, auf das Du selbst Dich freust, das Du mit Liebe schreibst — und wieder weißt Du auch, wie ich mich auf ein solches Stück freue und daß ich's mit so viel Liebe und so viel Sorgfalt als ich kann aufführen werde wenn Du es mir anvertrauen willst. Brauch ich Dir denn das erst zu sagen? Um übrigens nicht bloß meiner Ansicht zu folgen oder Dich persönlich allein zu bitten, habe ich die bezügliche Stelle Deines Briefes den hiesigen Concert-Directoren (cum grano salis d. h. mit Auslassung Deiner allzu großen Bescheidenheit) mitgetheilt, und vom Secretair des Concerts, Stadtrath Porsche, folgende Antwort bekommen,

die ich Dir erst im Original schicken wollte, jetzt aber abschreibe, weil das Papier zu dick ist und also das Porto auch: „Ew. Wohlgeboren (paß auf auf den Curialstyl) gefälligen Mittheilung nach ist Herr Ferdinand Hiller in Mailand mit der Composition eines Oratoriums „der Prophet Jeremias" beschäftigt, von dem sich höchst Gediegenes und Ausgezeichnetes erwarten läßt; das Concert-Directorium hat mich beauftragt, Ihnen zu versichern, daß es ihm zum Vergnügen gereichen würde, dieses Werk in den Concerten des künftigen Winters 1839/40 hier zur Aufführung gebracht zu sehen und zu hören, wenn Herr Hiller die Güte haben will, uns die Partitur zukommen zu lassen. Mit vollkommener ꝛc. ꝛc. Porsche. Leipzig, März 1839." Nun glaubst Du hoffentlich nicht mehr, daß ich eine zu große Responsabilität habe. Möchte Dir die unbedeutende Gelegenheit wirklich zu einem neuen Werke Lust und Liebe geben. Sag mir in Deinem nächsten Briefe (adressirt nach Düsseldorf bis Mitte Mai, nach Frankfurt bis Ende Juni) ein paar Worte als Antwort hierauf, die ich der Direction mittheilen kann; es freut sie gar zu sehr, wenn ein Künstler, wie Du, von ihnen qua Concert-Directorium Notiz nimmt und so sind sie alle über Deine Anfrage sehr geschmeichelt gewesen. In der Kirche werden wir es schwerlich geben können, da unsere Kirchen-Concerte wohl mehrere Jahre ruhen müssen, ehe wir sie wieder auf guten Fuß bringen (die Ursachen sind zu weitläufig zum Schreiben), aber im Concertsaal, mit vielen Dilettanten, als Chor. Den bedenke nur ja recht schön. Und wie gesagt antworte so bald Du kannst. In diesen Tagen geht durch Kistner ein Paket an Dich ab, was er schon seit vier Wochen wohlverpackt in Händen hat

und jetzt endlich bestimmt abzusenden verspricht; es enthält die Partitur meines 42. Psalms, des Paulus und eine kürzlich erschienene Cello-Sonate von mir, die ich eigentlich nur wegen des schönen Umschlags Dir schicke und als Novität — sonst ist wenig daran. Wenn Dir aber der Psalm in seinem neuen Kleid und mit dem alten Futter nicht gefällt, so erschieß ich mich. Das Paket wird, wie ich höre, sechs Wochen unterwegs und an Giovanni Ricordi in Mailand adressirt sein; erkundige Dich also gelegentlich bei dem. Daß ich Dich bitte, sämmtliches darin Enthaltene zu behalten, versteht sich von selbst. Deine beiden Ouverturen mit Metronom-bezeichnung sind aus Philharmonic vor vierzehn Tagen von mir abgeschickt, nachdem wir die D-moll hier erst im Armen-Concert gut aufgeführt und Deine Aenderungen sehr vortheilhaft gefunden hatten. Das Ganze gewinnt wesentlich dadurch und der Fluß ist gar nicht gestört. Und jetzt, so sehr ich mich schäme, muß ich Dir noch von einem Zeitung-Artikel erzählen, den ich neulich über Dich las und der mir gar viel Freude gemacht hat. Ich bekam nämlich eines Morgens in der Probe ein Blatt der Neuen musicalischen Zeitung gezeigt (deren Redacteur, Schumann, den ganzen Winter in Wien war), worin eine Nachricht war, die mich anging, und wie ich das Blatt noch außerdem ansehe, so ist ein durch zwei Nummern durchgehender Hauptartikel mit Deinem Namen überschrieben darin. Ich nahm's gleich mit, las es und vieles darin hat mir wirklich außerordentlich gefallen; es ist offenbar von Jemand gemacht, der Dich persönlich nicht im mindesten kennt, dagegen jedes Deiner Werke aufs genaueste, der nicht einmal wußte, daß Du nicht mehr in Frankfurt seiest und dennoch Dein Wesen sich gut und deutlich

aus den Compositionen vorstellt, von Jemand, der es offenbar gut mit Dir meint. Ich höre, es soll ein Deutscher in Warschau geschrieben haben. Die Pointe des Dings ist eigentlich, daß er glaubt, Du hättest Dich irgendwie verstimmen lassen und wolltest deßhalb nichts mehr herausgeben oder gar componiren, und da bittet er Dich denn himmelhoch, es nicht zu thun und nicht zu glauben, daß Dir die Menschen nicht mit Antheil und Freude folgten, wie er selbst ein Beispiel sei und die ganze Zeitung ist überschrieben mit dem Motto: „Wenn solche Köpfe feiern, wie viel Verlust." — Du siehst, der Mann wußte nichts von Deiner Person, aber eben deßhalb machte es mir viel Vergnügen — und ich hätte Dir es geschickt, wenn ich nicht einen halben Eid gethan hätte, kein Zeitungsschnittchen in meine Briefe zu thun. Dies aber und ein Spaß auf der vorigen Seite bringen mich auf das furchtbare, gar zu schreckliche Ereigniß von Nourrit's Tod. Es hat mich lange, lange keine Nachricht so sehr betrübt, mir so ganz tief hineingegriffen, wie diese. An die heitere, glückliche Zeit, in der ich ihn gesehen hatte, an das wahre, freie Künstlerwesen, das er damals zu haben schien, an seine Ehre, seinen Glanz überall, an Frau und Kinder mußte ich durcheinander denken und an den gar zu traurigen Zustand eines Innern, das kein anderes Mittel mehr weiß, als dies, was die ganze frühere Existenz, alles Glück ausstreicht, als wär's nie gewesen. Wie muß Dich aber erst die Nachricht erschüttert haben! Dein letzter Brief spricht noch von ihm; Du hast ihn erst so kürzlich gesehen, so lieb gehabt — es ist auch zu entsetzlich. Und wer kann da noch an Ruhm und Ruf und äußeres Glück denken und sich's wünschen, wenn solch ein äußerlich glücklicher und innerlich

begabter Mensch mit alledem so gränzenlos unglücklich ist. Mir liegt mehr darin, wie in der tiefsten Predigt, die ich je gehört, und ich kann gar nicht fertig werden, wenn ich einmal daran denke. Sag mir doch viel darüber; alles was Du von näheren Gründen oder Details weißt. Mir sind bloß die Details des Abends vorher und seiner letzten Momente bekannt geworden, außerdem nichts als dumme Gerüchte. Sag mir, wenn Du etwas darüber weißt, wie er zu einer solchen innerlichen Unseligkeit gekommen ist und wie zum Entschlusse. Wenn's die paar Zischlaute oder Pfeifen im Theater allein sind, wie sie in den Zeitungen schreiben, so sollte man niemals wieder vor's Publicum treten, sobald man Brod genug erworben hat, um nicht zu verhungern, und sollte nie einen Stand wählen, der vom Publicum abhängig macht.

Noch habe ich einige Fragen Deines Briefes zu beantworten. Im Philharmonic dirigiren gar verschiedene Leute, Sir G. Smart, Moscheles, Potter &c., es ist also nicht vorauszusagen, in was für Hände Du fällst, gewaschene oder unreinliche. Mit meiner englischen Oper ist's wieder im weitesten Felde; der Dichter will nicht ändern, ich nicht ungeändert componiren, — das ist das alte, alte Lied von dem versoffnen Bohnenschmied. Und ich muß es immer von vorne anfangen, denn ich habe Recht damit. Wenn Du aber Mercadante's giuramento lobst, so schlag die schwere Noth zehntausend Mal drein, denn ich habe den Clavier-Auszug lange genug auf meiner Stube gehabt und mir gewiß alle Mühe gegeben, und find's doch ganz unerträglich und ordinair und nicht eine Note darin, die mir den geringsten Spaß machte. Sei mir nicht bös, ich kann mal nicht anders, das ist eben so curios, daß wirklich die Umgebung

und die Lust und die Ausführung Eindruck machen, auf jeden — aber hier in Leipzig nimmt sich das giuramento ganz abscheulich aus d. h. gerade in meinen vier Pfählen. Solche Musik machst Du in Deinem Leben nicht, das gib auf; darum freue ich mich eben doppelt auf die Nummern aus Deiner Oper, die Du mir versprichst und bin sehr begierig darauf. In acht Tagen gehe ich zum Musikfeste nach Düsseldorf, wo der Messias den ersten, die Eroica, die Beethoven'sche C-dur-Messe, eine Ouverture und mein 42. Psalm den zweiten und die Gluck'sche Alceste im Theater mit Costüm und allem den dritten Tag gegeben werden soll. Es kommen berliner Sänger und -innen, die das letztere (offenbar das beste) möglich machen. Das Fest ist wieder zu Pfingsten. Nachher wollen wir in Frankfurt der Hochzeit meiner Schwägerin, Julie Jeanrenaud, die einen hiesigen jungen Schunk heirathet, beiwohnen; dann noch einige Zeit in Frankfurt verweilen, dann vierzehn Tage bei meinem Onkel am Rhein — und weiter gehn die Luftschlösser noch nicht. Nun ist's aber mit dem Brief aus; er ist ja übertrieben voll geschmiert; grüß die Mutter viel, sehr viel Mal, auch Mlle. J . . . und schreibe mir sehr bald, lieber Ferdinand, damit erfreust Du mich gar zu sehr. Immer Dein

Felix.

Frau und Kind sind wohl und grüßen Dich.

Frankfurt, 27. Juni 1839.

Mein lieber Freund!

Dein Bruder sagt, ich soll Dir einen Gruß in seinem Brief schreiben. Hier, wo mir jeder Tag und jeder Gang durch die Stadt und in den Wald und Alles Dich so sehr zurückruft, hier hätte ich Dir schon längst einen eigenen Brief schreiben sollen, aber nächstens thue ich es gewiß. Ich möchte Dir gern über ganz Frankfurt schreiben und komme darüber gar nicht dazu. Drum heut nur einen Gruß an Dich und Deine liebe Mutter und meine Wünsche für Euer Wohl. Mir und den Meinigen geht es wohl und Deinem Bruder und Deiner Schwägerin drinnen auf dem Sopha ebenfalls. Dein Portrait über dem Sopha ist doch ähnlich, quand même d. h. etwas abscheulich gemalt, aber ganz gut aufgefaßt. Ja, wärst Du nur selbst hier. Im Andenken aller Deiner hiesigen Freunde und Freundinnen lebst Du lebendig, das kann ich Dir sagen und Alle wünschen Dich zurück. Nun hoffentlich kommt bald das Oratorium und dann Du selbst mit, und dann ist's doch besser, als so auf dem Briefpapier und 100 Meilen Weite. Lebe wohl für heut, Du lieber Freund und Musiker und nächstens schreib ich Dir ordentlich; verzeih die heutige Nachlässigkeit und bleib ein Bißchen gut Deinem

Felix.

Frankfurt a. M., den 16. August 1839.

Mein lieber Freund!

Bei der Rückkehr von Horchheim hieher finde ich Dein Briefchen aus Basel und Deinen zweiten Theil, und wie ich von Eile und Reise-Vorbereitungen gedrängt, den Blick hineinwerfe, so frappiren mich so viele und so große Schönheiten, daß ich nicht unterlassen kann, Dir es, wenn auch mit wenig Worten, heut zu sagen und Dir für die Freude und den Genuß zu danken, den Du mir dadurch gemacht hast. Weit überlegen scheint mir dieser zweite Theil dem ersten in jeder Beziehung und wo ich hinsehe, finde ich herrliche Züge, die Dir ganz allein gehören; vor allem liebe ich den A-dur-Chor mit dem Solo und der Wiederholung — das bloße Tempo und der erste kräftige Anfang ist neu und vortrefflich; man erwartet da etwas ganz anderes, viel weniger Schönes. Und so der erste Chor und der Kriegermarsch in C-dur und der Eintritt des Chors im Recitativ und der aus F-moll und alles zusammen. Nur vom Dichter scheint mir wieder einiges verfehlt, aber soll ich denn wieder etwas auszusetzen haben, wo mich so vieles überrascht und über Erwartung freut? Ich thue gewiß nicht wieder den Mund auf und namentlich nicht, bis ich Deine Antwort habe, was hoffentlich recht bald ist, und bis ich weiß, ob Du mir auch nicht bös über mein allzu großes Mundaufthun bist. Schreibe mir bald, lieber Ferdinand, und heut hab Dank, Dank, Dank für alles Schöne und Gute.

Ist denn ein Brief von Dir an mich verloren gegangen? Du schreibst, Du würdest vielleicht in Bern von mir hören und ich hatte keine Ahnung von Deiner Schweizerreise und war ganz perplex über das Datum Basel. Wie schändlich ist es, daß wir so nahe zusammen waren, beide am Rhein und nun wieder so weit aus einander sind. Und doch ist's Recht, daß Du wieder nach Italien bist und Dich in Deinem Wollen und Treiben nicht irre machen lässest. Morgen gehe ich nun nach Leipzig zurück, dort hoffe ich bald von Dir zu hören. Frau und Kind sind wohl und grüßen Dich und Deine Mutter, wie ich es herzlich thue. Jetzt muß ich fort und Deine Briefform nachahmen. Das gefällt mir auch, daß unter der Zerstörung von Jerusalem der Rigikulm um Mitternacht steht, aber das C-dur ist doch noch besser und der A-dur-Eintritt das Allerschönste und so Ferdinand! hab Dank, mein lieber Freund.

Immer Dein Felix.

Ich hatte meine gute Mutter mit ihrer Gesellschafterin nach Basel gebracht, weil der Zustand ihrer Gesundheit den Gebrauch der Bäder in Wiesbaden erheischte. Jedoch nach wenigen Wochen war sie so krank geworden, daß ich nach Hause eilte. Die nächsten Zeilen Mendelssohn's erhielt ich, nachdem ich ihn von Frankfurt aus von den Sorgen, die mich quälten, benachrichtigt hatte.

Leipzig, den 19. September 1839.

Lieber Ferdinand!

Wie betrübend mir Dein gestern erhaltener Brief war, brauche ich Dir wohl kaum zu sagen; Du weißt, welchen herzlichen Antheil ich an Deinem und der Deinigen Wohl nehme. Gott gebe Deiner lieben Mutter Besserung, vollkommene Genesung und Euch allen Trost und Freude wieder; wohl kann ich mir Deine Angst und Deine jetzige Traurigkeit denken; lieber Ferdinand, wäre ich nur bei Dir, dann könnte ich freilich auch nicht helfen, aber zerstreuen doch hie und da vielleicht; wie habe auch ich das von Herzensgrunde gefühlt, daß alle Kunst und Poesie und was uns sonst lieb und werth ist, in solchen Augenblicken so leer und trostlos da steht, einem so widerwärtig und klein vorkommt und kein Gedanken Stich hält, als der eine: „wollte Gott helfen". Gib mir doch, wenn Du eine freie Minute hast, mit zwei Zeilen Nachricht, wie es geht, wir möchten gar zu gerne öfter davon wissen, — wenigstens alle acht Tage schreibe mir eine Zeile; ich werde sie mit Ungeduld erwarten.

Ich gebe heute den ersten Theil des Oratoriums zur Post. Mit dem zweiten bin ich noch nicht ganz fertig und hatte drum

Dir noch nicht nach Italien geschrieben; morgen oder übermorgen schicke ich auch den nach und schreibe Dir ordentlich und ausführlich. Laß uns gleich wieder von Dir hören. Meine Frau grüßt herzlich.

Dein

Felix M.-B.

Meine gute Mutter hatte der Krankheit, von der sie befallen, nicht zu widerstehen vermocht; sie verschied am 22. September.

VI.

In Leipzig.

(Winter 1839—40.)

Leipzig, den 29. September 1839.

Mein lieber Freund!

Es braucht der Worte nicht, um Dir zu sagen, daß ich den tiefsten Schmerz, den Du jetzt empfindest, von ganzem Herzen mit Dir theile; Du weißt, daß ich mir von allem, was Dir Gutes und Schlimmes, selbst in Kleinigkeiten, begegnet, meinen Antheil nehme und es mitfühle; wie viel mehr bei dem größten Verlust, den Du erleiden konntest. Wer Deine liebe Mutter nur irgend gekannt, Dich nur einmal mit ihr zusammen gesehen hat, der muß es wissen, welch eine unersetzliche Lücke in Deinem Leben und Deiner Liebe durch ihr Scheiden entstanden ist. Aber was sage ich Dir das alles? Lieber wäre ich bei Dir und suchte durch ruhiges Zusammensein mit Dir diese herbe Zeit Dir möglichst zu erleichtern. Auch das ist mir nicht vergönnt und dann hilft auch

9

eben in solcher ersten Zeit kein Freund, kein Freundes-Zuspruch und kein Trostwort, — wenn sie's recht gut machen wollen, so können sie wohl schaden, aber helfen und nützen nichts; das kann nur Gott thun und das Pflichtgefühl des Lebens. Aber was ich Dir schreiben wollte, darauf hat mich der Schluß Deines Briefes, „daß Du Geschäfte halber vorläufig in Frankfurt bleiben müßtest,“ gebracht; könntest Du nicht, wenn diese Geschäfte vorüber sind, auf ein Weilchen zu uns kommen? Würden die ganz veränderten Umgebungen, die freundliche herzliche Aufnahme, deren Du hier von allen Musikern gewiß bist, die Entfernung von dem Ort, der Dir jetzt freilich doppelt lieb, aber auch doppelt traurig sein muß, nicht gut thun und Dich, wenn auch nicht erheitern, doch für Augenblicke zerstreuen? Ich spreche freilich nicht von den nächsten Tagen, aber ich dachte an das Ende des nächsten Monats und den November; meine Reise nach Wien ist so gut wie aufgegeben und ich könnte Dir dann bei mir ein hübsches, warmes, behagliches Zimmer anbieten, in dem Du wohnen müßtest und wo wir Dir's so bequem machen würden, wie es der gute Wille irgend vermag. Meine Cécile vereinigt sich mit meiner Bitte; möchtest Du unsern Wunsch erfüllen!

Ich spreche Dir nicht davon, wie gut wir uns dann über das Oratorium besprechen könnten, und wie viel hinsichtlich der Aufführung verabreden, auch nicht, daß ich Dir durch manche Musik-Aufführung ein Vergnügen zu machen hoffe, sondern es ist mir bei meiner Bitte heut nur darum zu thun, daß Du in veränderten Umgebungen einige der nächsten Monate zubringen möchtest und bei so herzlichen Freunden, wie wir von Dir sind.

Wie steht unsere ganze Zukunft immer und immer täglich in Gottes Hand! Meine Cécile erwartet in den nächsten Wochen ihre Niederkunft, und wenn man von den Sorgen spricht, die die Ehe mit sich bringt, so kenne ich bis jetzt nur die, welche in solcher Zeit jede Stunde und jeden Augenblick mich beschäftigt und mir die Ruhe zu anderen Gedanken genommen haben. Sie ist, dem Himmel sei Dank, so wohl und gesund, daß ich hoffe, Gott werde ihr, wie bisher, Glück und Gesundheit erhalten — und so wiederhole ich mit zuversichtlichem Herzen meine Bitte und unsere Einladung an Dich.

Lebe wohl für heute, mein lieber, lieber Freund, halte Dich oben und gebe Dir der Himmel Muth und Kraft dazu!

Immer Dein

F. M.

Diesem liebevollen Schreiben folgte ein ähnliches im Laufe des folgenden Monats. Es heißt darin: „Dein Zimmer steht bereit, ein Flügel drin und ungestört sollst Du sein, so viel Du willst; gestört ohnehin noch mehr. Meine Cécile grüßt und vereinigt sich mit meiner Bitte aufs herzlichste, komm und nimm mit vollkommener Ruhe und stillem häuslichen Leben bei uns ein Weilchen vorlieb und laß mich sagen, auf baldiges Wiedersehn." Einer solchen Einladung zu widerstehen, war unmöglich, ich reiste daher ab, sobald die Verhältnisse es zuließen. In Weimar hielt ich mich auf, um der Witwe meines verehrten Meisters, Hummel,

die mir stets eine mütterliche Freundin gewesen, einen Besuch zu machen. Dort angelangt, fand ich folgende Zeilen meines vorsorglichen Freundes:

Leipzig, den 3. December 1839.

Lieber Ferdinand!

Da nach Empfang Deiner lieben, willkommenen Zeilen keine Zeit mehr war, Dir nach Frankfurt zu schreiben, so adressire ich dies nach Weimar, in der Hoffnung, daß Du es dort gleich bei Deiner Ankunft erhalten wirst. Ich wohne in Lurgenstein's Garten, Vorderhaus links, zwei Treppen hoch. Gern wüßte ich, ob Du im eigenen Wagen oder mit Schnellpost reisest, um im ersteren Falle Quartier in einer Remise zu machen. Wann Du kommst, schreib mir das in zwei Zeilen von Weimar aus und sage mir, wo möglich, die genaue Zeit Deiner Ankunft hier oder Abreise von dort, dann kann ich Dir ein Stück entgegen gehen. Wie sehr ich mich auf Dich freue, Du lieber Freund, und meine Frau mit mir, das brauchen wir Dir nicht zu sagen — alle unsere und alle Musikfreunde fragen mich schon seit drei Wochen stehend, wann kommt Hiller, und ich habe Deinen Entschluß, nicht viel auszugehen, schon oft vorschützen müssen, damit sie Dich nicht zu sehr in Beschlag nehmen. Nun auf Wiedersehen!

Dein Felix.

Am Eilwagen, wie die behaglichen Locomotiven jener Zeit hießen, von ihm und David erwartet, wurde mir die freundschaftlichste Aufnahme zu Theil. In den nächstfolgenden Tagen wurde ich den Verwandten und Bekannten vorgestellt und bald war mir zu Muthe, als hätte ich jenem schönen Kreise seit Jahren angehört.

Mendelssohn's Wohnung war frei und freundlich gelegen. Man hatte auf der vorderen Seite die Aussicht auf den leipziger Boulevard, schräg gegenüber auf Schule und Kirche der Thomaner, dem einstigen Wirkungsplatze des großen Johann Sebastian Bach. Die Eintheilung der Räumlichkeiten war ungefähr folgende: ein Vorzimmer, welches den Speisetisch und einige Stühle enthielt, führte rechts nach der geräumigen Wohnstube, an welche sich die Schlafzimmer anreihten — links nach dem Arbeitszimmer des Freundes, in welchem sein Flügel stand. An dieses schloß sich ein großer schöner Salon an, der freilich durch das für mich darin aufgeschlagene Bett nebst Zubehör ein gutes Theil seiner angeborenen Eleganz einbüßte. Hingegen gab ihm ein darin aufgestelltes Instrument wiederum höhere Weihe.

Die Lebensweise war regelmäßig und einfach. Um 8 Uhr etwa nahm man das Frühstück ein, Kaffee mit Weißbrod und Butter. Von letzterer nahm Felix nie — er zupfte nach Schulknabenmanier sein Brod in kleine Stücke, die er in den Kaffee eintauchte, „wie er es von jeher gewohnt". Um 1 Uhr wurde der Tisch aus dem Vorzimmer herbeigeholt, bei welcher Operation zu helfen ich mir nicht leicht nehmen ließ. War Mendelssohn ein Verächter der Butter, so war er es keineswegs eines Bechers guten Weines. Von Zeit zu Zeit mußte ein besonderer Saft vertilgt werden, den

der Wirth mit großem Behagen auf den Tisch setzte und mit eigenthümlichem Wohlgefallen schlürfte. Im Allgemeinen wurde übrigens das Diner ziemlich rasch abgemacht. Abends hingegen blieben wir oft durch mehrere Stunden plaudernd, aber nicht rauchend, am Tisch sitzen, — wenn wir nicht ans Pianino gingen, welches Frau Mendelssohn von der Gewandhaus-Direction zum Geschenk gemacht worden war.

Die ersten Tage, von zu machenden und zu empfangenden Besuchen angefüllt, gingen rasch vorüber — es mußte nun doch daran gedacht werden, die unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen. Eine Aufführung meines Oratoriums war mir in Aussicht gestellt — ich hatte aber noch sehr viel daran zu thun. „Wir müssen friedlich an demselben Tisch zusammen componiren," sagte eines Morgens Mendelssohn, „und heute gleich den ersten Versuch machen."

Am folgenden Tage war nämlich Liedertafel, worunter man sich aber keineswegs einen jener vielköpfigen Vereine vorzustellen hat, wie sie in den letzten vierzig Jahren sich gebildet, um der Liebe zum Vaterlande, zum Weine und zum Weibe unter die Arme zu greifen. Ein Dutzend sehr musicalischer Männer, welche theilweise noch heute die musicalischen Interessen Leipzigs aufs eifrigste vertreten, vereinigten sich von Zeit zu Zeit und machten dem Namen ihrer Vereinigung alle Ehre, denn ihre Tafel war nicht minder vortrefflich als ihre Lieder*). Mendelssohn hatte nun den drolligen

*) Einer dieser Männer, Dr. Petschke, hat sehr hübsche Gesänge für Männerchor geschrieben und veröffentlicht.

Einfall, wir sollten dasselbe Gedicht in Musik setzen und die Sänger errathen lassen, von wem von uns Beiden die eine und die andere Composition herrühre. Gesagt, gethan. Einige Bände Lyrik wurden durchforscht und bald vereinigten wir uns in der Wahl eines Eichendorf'schen Gedichtes.

Ich sehe uns noch einander schweigend gegenüber sitzend, aus demselben Dintenfasse den nöthigen Stoff holend — nur selten unterbrach irgend ein lustiges Wort die Stille — das Clavier wurde nicht berührt. Nach einigen Stunden wurden wir, ungefähr zu gleicher Zeit, fertig und spielten uns die Dinger vor. Wir schrieben eine Anzahl Stimmen aus, in der Weise, daß jeder die Hälfte derselben von seiner, die andere Hälfte von der Composition des Andern übernahm. Die Partituren durften nicht mitgenommen und überhaupt unter keiner Bedingung das Geheimniß an die Liedertäfler verrathen werden.

Der Abend kam heran und das Unternehmen gelang vollkommen. Die Stücke wurden vortrefflich vom Blatt gesungen und nur einer der Männer, Dr. Schleinitz, freilich einer der gebildetsten Dilettanten die es gibt, gab seine Meinung, es war die richtige, mit voller Ueberzeugung ab. Bei allen Anderen blieb es beim Hin- und Herrathen. Wir lachten und — schwiegen.

Später entschuldigte sich Mendelssohn, höchst unnöthiger Weise, bei mir, durch Herausgabe des Liedes*) dem Geheimniß ein Ende gemacht zu haben. In Folge davon gab ich meine Composition

*) „Liebe und Wein", Op. 50 Nr. 5.

in eine schweizer Sammlung, für welche man gerade etwas von mir verlangt — wie diese betitelt, wo sie erschienen, habe ich vergessen —, aber die Entstehung des kleinen Stückes blieb mir stets eine reizende Erinnerung.

Wenn es indeß leicht gewesen, ein leichtes Lied in Gegenwart des Freundes aufs Papier zu werfen, so wollte sich dies mit ernsterer Arbeit doch nicht machen. Es war mir unmöglich, mich am Clavier frei zu ergehen, in dem Bewußtsein, daß jede Idee (nach Heine's Kutscher „alles dumme Zeug, was Einem durch den Kopf geht") einen Zuhörer hatte — und was für einen! Auch hatte ich später Gelegenheit, zu erfahren, daß Mendelssohn es gleichfalls nicht liebte, in den Zwiegesprächen mit seinem Genius belauscht zu sein. Wie wäre es auch anders möglich! Dennoch wurde es mir überaus schwer, inmitten des herzlichsten Wohlwollens, welches mich umgab, mit der Erklärung hervorzutreten, daß es, so schön es auch sei, doch nicht weiter so gehen könne. Nach langen Erörterungen wurde mir schließlich zugestanden, eine Wohnung in möglichster Nähe zu beziehen, unter der Bedingung, in derselben nur zu arbeiten und zu schlafen, und zu allgemeiner Genugthuung fand sich eine solche auch nur wenige Schritte entfernt. Dieselben Zimmer waren es (in Reichel's Garten), welche Mendelssohn während seines Junggesellenjahres in Leipzig inne gehabt. Ich bezog dieselben, nachdem ich etwa vierzehn Tage im Hause des Freundes geweilt.

Musik war in dieser Zeit doch schon ziemlich viel gemacht worden. Mendelssohn hatte gerade sein großes Trio in D-moll beendigt. Er ließ es mich hören. Gewaltig impressionirte mich

das Feuer und Leben, der Fluß, die Meisterschaft in einem Wort, die sich in jedem Tact geltend macht. Doch hatte ich ein kleines Bedenken. Gewisse Clavierfiguren, namentlich die auf gebrochenen Accorden beruhenden, erschienen mir — etwas altmodisch, um es gerade heraus zu sagen. Ich hatte mehrere Jahre in Paris mit Liszt, fast täglich mit Chopin verkehrt und der pianistische Erfindungsreichthum der neueren Zeit war mir zur Gewohnheit geworden. Als ich Mendelssohn in diesem Sinne einige Bemerkungen machte, einige Abänderungen vorschlug, wollte er anfänglich nichts davon wissen. „Glaubst Du, daß die Sache dadurch irgend besser werde," sagte er, „das Stück bleibt was es ist und so mag es auch bleiben wie es ist." — „Du hast mir ja oft gesagt und durch die That bewiesen," erwiederte ich, „daß der kleinste Pinselstrich nicht verschmäht werden dürfe, der zur Vollendung des Ganzen beiträgt. Wenn eine ungewöhnliche Form eines Arpeggio's die Harmonie nicht verbessert, so verschlechtert sie auch nichts — und für den Pianisten, als solchen, wird's interessanter." Wir berietben, probirten am Clavier hin und wieder und ich hatte den kleinen Triumph, Mendelssohn für meine Ansicht schließlich zu gewinnen. Ernst und gewissenhaft, wie er Alles nahm, was er einmal erfaßt, unterzog er sich der langwierigen, um nicht zu sagen langweiligen, Arbeit, die ganze Clavierstimme noch einmal aufzuschreiben. Als ich ihn eines Tages daran arbeitend fand, spielte er mir eine Stelle vor, die er in der Weise, wie ich sie ihm am Clavier vorgeschlagen, aufgenommen. „Die soll zur Erinnerung an Dich bleiben," rief er aus. Und als er später das Werk in einer Kammermusik mit seinem unvergleichlichen Feuer gespielt und das

Publicum damit hingerissen hatte, sagte er: „Ich habe meinen Spaß an dem Stück; es ist ordentliche Musik und die Pianisten werden es gern spielen, weil sie sich doch auch damit zeigen können." Und so geschah's.

Von jener fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit Mendelssohn's in Bezug auf die möglichste Vollendung seiner Tondichtungen hatte ich im Laufe des Winters eine eigenthümliche Probe. Eines Abends trat ich in sein Zimmer und fand ihn, das Gesicht geröthet, in einer so fieberhaften Aufregung, daß ich erschrak. „Was ist Dir?" rief ich aus. „Da sitze ich seit vier Stunden," sagte er, „um ein paar Tacte in einem Liede zu verbessern (es war eines für Männerchor) und bekomme es nicht zu Stande." Er hatte zwanzig Versionen, von welchen die meisten den Meisten recht gewesen wären. „Was Dir heute in vier Stunden nicht gelang, wird Dir morgen in eben so viel Minuten gelingen," sagte ich. Er beruhigte sich allmählich und wir verwickelten uns in Gespräche, die mich bis zu später Stunde bei ihm hielten. Am anderen Tage trat er mir ungewöhnlich heiter entgegen. „Ich war gestern Abend, als Du fortgegangen," sagte er, „so aufgeregt, daß an Schlafen nicht zu denken war. Schließlich componirte ich noch ein kleines Jägerlied, das ich Dir doch gleich vorspielen muß." Er setzte sich ans Clavier und ich hörte das Lied, das seitdem Hunderttausende entzückt hat, das Eichendorf'sche „Sei gegrüßt du schöner Wald!" Ich begrüßte es mit freudiger Ueberraschung.

Das musicalische Leben in Leipzig, seit lange und bis heute ein sehr reges, hatte natürlich durch die Persönlichkeit und Thätigkeit Mendelssohn's einen außerordentlichen Aufschwung genommen.

Sein eminentes Dirigententalent kam vor Allem den Aufführungen der Orchesterwerke zu Statten. Mochten dieselben auch vor seiner Zeit unter Vorgeigung tüchtiger Concertmeister recht frisch und flott gegangen sein, — von einem so tiefen Erfassen und künstlerischen Ausfeilen unserer symphonischen Meisterwerke war keine Rede gewesen. Es war ein wackeres Orchester, welches er vorgefunden. — Außerordentlich war aber in demselben nur das Talent Ferdinand David's, der, dem Führer mit ganzer Seele folgend, das Quartett mit sich fortriß. Nachdem ich durch eine Reihe von Jahren die (fälschlich sogenannten)*) Conservatoriums-Concerte in Paris besucht, mußte mir anfänglich der große Abstand von diesen, wie er namentlich in den Leistungen der Bläser und in der Klangwirkung der Massen hervortrat, auffallen. Auch war zu jener Zeit die Musikschule noch nicht gegründet, aus welcher in der Folge durch die jugendlichen Schüler David's dem Gewandhaus-Orchester so wesentliche und glänzende Verstärkung erwuchs. Aber der Geist und das Leben, welche, von Mendelssohn ausgehend, das Orchester durchdrangen, seine vollständige Hingabe an die Sache, seine Freude an glücklich Gelungenem, welche sich in seinen ausdrucksvollen Zügen malte und auch auf das Publicum elektrisch wirkten, ließen die kleinen Mängel einzelner Leistungen gänzlich in den Hintergrund treten. Wenn ich von dem Einflusse des genialen Leiters auf die Zuhörer spreche, so muß man nicht glauben, daß derselbe die Aufmerksamkeit der

*) Das Institut heißt: Société des concerts und ist zusammengesetzt aus den besten in Paris lebenden Tonkünstlern. Das Conservatorium, als solches, liefert dazu nur den Saal und den Sopran und Alt bei Chor-Aufführungen.

Letzteren auf sein Gebahren am Dirigentenpulte irgendwie herausgefordert. Seine Bewegungen waren kurz, bestimmt; meistentheils, da er mit der rechten Seite dem Orchester zustand, kaum sichtbar. Ein dem Concertmeister zugeworfener Blick, ein kleiner Wink nach der einen oder anderen Seite genügten. Es war die Theilnahme an der Sache, die an der Theilnahme erstarkte, welche ihr ein so außerordentlicher Mensch entgegentrug.

Symphonieen und Ouverturen bildeten damals, wie noch heutigen Tages, den hervorragendsten Theil der leipziger Concert-Programme. Man weiß, mit welcher Bereitwilligkeit Mendelssohn allen Componisten entgegen kam, deren Werke es irgend verdienten. So kamen denn auch in jenem Winter (ich spreche eigentlich nur von der zweiten Hälfte desselben) gar mancherlei Novitäten zur Aufführung. Kalliwoda dirigirte eine seiner Symphonieen (in H-moll), die sich einer sehr guten Aufnahme zu erfreuen hatte. In Gegenwart des Componisten, welcher sich damals noch sehr bescheiden als Dilettant vorstellte, gab man die Jagd-Symphonie von Kittl, welche auch in Paris einen heiteren Erfolg gehabt hatte — wie auch eine vom Componisten des Weltgerichts, dem alten Dessauer, wie Friedrich Schneider oft genannt wurde. Die geniale C-dur-Symphonie von Franz Schubert machte einen so mächtigen Eindruck, daß man sie ein zweites Mal aufs Programm setzte. Aber man hatte sie kaum begonnen, als das Publicum, durch einen blinden Feuerlärm aufgescheucht, entfloh. So wurde sie denn am Schlusse des letzten Concertes mit großem Feuer aber ohne Lärm gegeben. Auch hörte ich, zum ersten und letzten Mal in meinem Leben, eine Symphonie vom Abt Vogler. Von Ouverturen ist die Rietz'sche

in A-dur um so mehr zu nennen, als sie eines der bekanntesten Werke des Componisten geworden. Ich war gerade bei Mendelssohn, als er die Partitur derselben empfing. Er kannte die vortreffliche Composition von Düsseldorf her und freute sich außerordentlich der gelungenen Verbesserungen, welche, wahrscheinlich auf seinen Rath, darin gemacht worden waren. Nach wenigen Tagen hatte er einen Verleger dafür gefunden und jubelte förmlich, dies Rietz in seine düsseldorfer musicalische Einsamkeit melden zu können. In einem der ersten Concerte, denen ich beiwohnte, kam es zu einer halb improvisirten Aufführung sämmtlicher Leonoren-Fidelio-Ouverturen. Die erste und die zweite waren angesetzt; letztere, noch nicht gestochen, wurde zum ersten Mal gegeben. Sie enthusiasmirte und wurde da capo verlangt, Mendelssohn aber ließ die dritte, große, bekannteste auflegen, und als im Verlauf des Concerts ein Instrumental-Solo ausfiel, gab er auch noch die vierte, die Ouverture zu Fidelio. Der an sich so außerordentlich interessanten Zusammenstellung dieser vier Meisterwerke gab es einen erhöhten Reiz, daß sie nicht vorbereitet war.

Von Chorwerken muß ich vor Allem des prachtvollen Psalms „Als Israel aus Aegypten zog" gedenken, dessen erste Aufführung am Neujahrstage 1840 Statt hatte. Die ersten Sätze desselben gehören gewiß zum Erhabensten, was Mendelssohn geschaffen und werden sich stets neben dem Bedeutendsten, was unsere Kunst aufzuweisen hat, bewähren. Wenn nun auch die Neuheit und die Gegenwart des so jugendlichen und großen Meisters das Werk nicht besser machten, so erhöhten sie doch den Eindruck, und es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Aufnahme eine enthusiastische war.

Auch die Aufführung eines trefflichen Finale aus Cherubini's Abenceragen ist mir lebhaft in Erinnerung geblieben. Mendelssohn hatte sich große Mühe gegeben, es von der berliner Opern-Intendanz zu erhalten.

Der Sologesang war in einer größeren Anzahl von Concerten durch eine allerliebste junge Belgierin, Frl. Elise Meerti, und durch die später rühmlichst bekannte Sophie Schloß vertreten. Allerlei Cavatinen aus unbekannten italienischen Opern (welche das Publicum, wie natürlich, sehr goutirte) mußten für den Gewandhaussaal instrumentirt werden, was zu unserem größten Gaudium ein sehr gewandter Copist so gut zu Stande brachte, daß es nur einer geringen Durchsicht Mendelssohn's bedurfte, um sie zur Aufführung zu bringen. Wir hatten dann oft unsere geheime Freude an gewissen etwas kecken Orchester-Effecten, welche der arme Instrumentator, à 5 Groschen den Bogen, mit Glück gewagt hatte.

Der Instrumental-Soli waren unendliche, theilweise vortreffliche. Mendelssohn spielte zum erstenmal sein D-moll-Concert, David und Ernst, auch der jetzige berliner Capellmeister Eckert und Kalliwoda und manche Andere vertraten die Geige. Eines Clavier-Vortrages muß ich gedenken, weil oder trotzdem ich dabei betheiligt. Wir, Felix und ich, spielten das Es-dur-Concert für zwei Flügel von Mozart zusammen und hatten die Cadenz des ersten Satzes folgender Maßen vorbereitet. Ich sollte zu improvisiren anfangen und auf irgend einem Septimenaccord eine Fermate machen — von dieser aus sollte Mendelssohn fortfahren und auf einem Accorde, der gleichfalls bestimmt war, innehalten — für den Schluß endlich

hatte er ein paar Seiten geschrieben, in welchen die beiden Instrumente sich ablösend und vereinigend zusammenwirkten bis zum Eintritt des Tutti. Die Sache gelang vollkommen und die Zuhörer, die zum größten Theil den Zusammenhang sich nicht erklären konnten, zollten enthusiastischen Beifall. Auch Moscheles' Hommage à Händel, den wir im Concerte der Fräulein Meerti vorgetragen hatten, mußten wir im Gewandhaus-Concerte wiederholen.

Außerdem gab es Vorträge auf dem Violoncell, der Clarinette, dem Waldhorn, dem Fagott, der Posaune, ja, sogar auf der Glasharmonica. Das Publicum war in dergleichen damals viel toleranter, als jetzt, wo Pianoforte und Violine, allenfalls Violoncell fast ausschließlich den Concertsaal beherrschen. Zum Besten der Programme allerdings — nicht zum Besten der Vervollkommnung unserer Orchester, da den Blas-Instrumentisten die Gelegenheit, etwas Extra-Ehre und Extra-Geld zu gewinnen, gänzlich entzogen wird. So ist es denn auch gekommen, daß unser vielgerühmter Fortschritt in der executiven Musik nur in Beziehung auf die Saiten-Instrumente wahr zu nennen ist. Und bei der Bevorzugung, die das Blech in neuerer Musik genießt, dürfte die Aufführung unserer Meisterwerke mit der Zeit immer schwieriger werden. Doch ich verirre mich und muß nach Leipzig zurückkehren.

Die Quartett-Abende, welche Ferd. David während der vorhergehenden Jahre eingerichtet hatte, erhielten in diesem Winter ein erhöhtes Interesse durch die Mitwirkung Mendelssohn's, welcher sehr oft darin spielte. Er trug Mozart'sche, Beethoven'sche Compositionen unvergleichlich schön vor; wir spielten auch Einiges vierhändig und machten namentlich mit den Mozart'schen Variatio-

nen in G-dur großen Effect — am lebhaftesten aber ist mir Mendelssohn's Vortrag der chromatischen Phantasie von Bach in der Erinnerung geblieben — es war hinreißend. Er mußte nochmals ans Clavier und phantasirte, indem er ein Bach'sches Motiv mit seinem ersten bekanntesten Lied ohne Worte aufs geistreichste verwebte — das Sonst und das Jetzt zu einem schwer zu benennenden Neuen verbindend. David war nicht minder vielseitig in seinen Leistungen in seiner Weise — neben den Heroen des Quartetts gab er Spohr, Onslow, Mendelssohn und den damals als Quartett-Componisten noch gänzlich neuen Schubert zum Besten. Ganz besonders muß ich aber hervorheben, daß er zuerst in jenem Winter die seitdem so viel gespielte Ciaconne von Bach in die Oeffentlichkeit brachte. Mendelssohn begleitete frei am Clavier — es war ein großer Erfolg. Ein apartes Plaisir machte es den Leuten, als eines Abends (man führte das Spohr'sche Doppelquartett und Mendelssohn's Octett auf) Mendelssohn und Kalliwoda als Bratschisten mitwirkten. Ersterer nahm das ganze Jahr kein Streich-Instrument in die Hand — wenn's aber sein mußte, so konnte er's, wie so unendlich viele andere Dinge.

Daß in jenem Winter der jugendliche Verhülst, der einiger Maßen Schüler von Mendelssohn war, sich als Leiter der Euterpe-Concerte die ersten Sporen verdiente, muß ich der vielen Freunde des trefflichen Künstlers wegen erwähnen. Er führte mehrere vielversprechende größere Chorstücke von seiner Composition auf.

Auch durch einige der glänzendsten Erscheinungen aus der Virtuosenwelt zeichnete sich jener Winter aus. Zuerst war es der liebenswürdige Geiger Ernst, welcher, damals auf der Höhe seines

Talentes stehend, alle Welt entzückte. Mendelssohn liebte ihn sehr. Fast mit Rührung erzählte mir einstmals Ernst, daß zur Zeit seiner Concerte im Königsstädter Theater in Berlin, ihm eines Morgens in Gegenwart Mendelssohn's sehr zugesetzt wurde, seine Elegie, ich weiß nicht zum wievielsten Male, wieder aufs Programm zu setzen. Mendelssohn redete auch zu. „Ich will es thun," sagte Ernst scherzend, „wenn Sie die Clavierbegleitung übernehmen wollen." Und Mendelssohn erschien Abends auf der Königsstädter Bühne, begleitete die Elegie und verschwand. Mit David verband Ernst nicht allein die geliebte Geige, sondern auch das geliebte Whist. So tief in die Nacht hinein haben Beide, wie ich sicherlich glaube, nie Violine als Whist gespielt. Es war aber sehr harmlos und gute und schlechte Witze spielten eine mindestens eben so große Rolle als die Karten.

Gegen das Frühjahr zu kam denn auch Liszt von seinen Wiener und Prager Triumphen nach Leipzig und revolutionirte die ruhige Stadt. Man erinnert sich, daß er schon in Paris Mendelssohn zur höchsten Bewunderung hingerissen. Als er in seinem ersten Concert, aufs eleganteste gekleidet, schmal und schlank wie eine Tigerkatze an der Rampe des Orchesters sich hinwindend ans Clavier schlich, sagte Mendelssohn zu mir: „Das ist doch eine neue Erscheinung, der echte Virtuose des 19. Jahrhunderts." Welch einen Eindruck Liszt's Spiel machte, brauche ich nicht zu beschreiben. Als er den Schubart'schen Erlkönig spielte, stieg das halbe Publicum auf die Stühle. Die Lucia-Fantasie verdrehte den Leuten die Köpfe. Mit einigen anderen Stücken glückte es ihm jedoch weniger. So mit Mendelssohn's D-moll-Concert, das gerade

10

erschienen war, und welches er weder vom Blatte las noch etwas gründlicher zu studiren Zeit gefunden hatte. Man fand, daß der Componist es besser spiele. Auch daß er einen Theil der Pastoral-Symphonie in dem Saale vortrug, in welchem man sie so oft in ihrer orchestralen Vielstimmigkeit gehört, wollte nicht behagen. In einem Vorwort zu seiner Uebertragung der Beethoven'schen Symphonieen spricht Liszt das kühne Wort gelassen aus, auf dem heutigen Pianoforte sei alles wiederzugeben. Als Mendelssohn dies las, sagte er: „ich möchte nur die ersten acht Tacte der Mozart'schen G-moll-Symphonie mit der leichten Bratschenfigur auf dem Clavier hören, wie sie im Orchester klingen, — dann würd' ich's glauben."

Daß man Liszt möglichst feierte, versteht sich von selbst. Mendelssohn veranstaltete eine große Soirée im Saale des Gewandhauses, zu welcher wohl an zweihundert Personen eingeladen waren. Es war halb rout, halb Concert; Liszt spielte viel und war äußerst liebenswürdig. An einer Aufführung des Bach'schen Concertes für drei Claviere hatte auch ich die Ehre mich zu betheiligen. Meinerseits gab ich Liszt ein ziemlich solennes Diner im ersten Stocke eines fashionablen Kellers, bei welchem die Spitzen der Behörden (der musicalischen, versteht sich) versammelt waren. Als wir von unseren socialen Heldenthaten später plauderten, amusirte es Mendelssohn königlich, daß meine halb verborgene und wenige Leute umfassende Fête mich viel mehr gekostet hatte, als ihn seine großartige Demonstration. Sein Lachen bei dergleichen hatte etwas Kindlich-naiv-gutmüthiges und er war eigentlich nie gemüthlicher, als wenn er ein wenig spotten konnte.

Im letzten Gewandhaus-Concerte dirigirte ich die erste Aufführung meines Oratoriums „die Zerstörung Jerusalems“. Ich hatte Mendelssohn im vergangenen Sommer eine sehr ausgeführte Skizze des Werkes geschickt und er nahm sogleich den wärmsten Antheil daran, wie es denn offenbar seinem Einflusse zu verdanken war, daß ein Oratorium, dessen Partitur noch nicht einmal geschrieben, von der Concert-Direction zur Aufführung bestimmt worden. Auch in der Zusammenstellung des Textes war sowohl ihm als mir selbst Vieles noch nicht recht. Er nahm das Buch mit nach Hause und überraschte mich aufs freundlichste am Weihnachtsabend mit einer sehr saubern vollständigen Reinschrift desselben. Von welchem Nutzen mir seine strengen kritischen Bemerkungen für meine Composition waren, brauche ich nicht auseinander zu setzen. Als ich ihm eines Tages dankte, meinte er: „ich zeige Dir nur, was Du in einigen Monaten selbst gesehen haben würdest.“ Das Oratorium fand eine sehr warme Aufnahme — die größte Freude war mir aber die vollständige Zustimmung Mendelssohn’s. Er hatte sich mit seiner Cécile mitten in den Zuhörerraum gesetzt und erzählte mir, wie er sich nicht allein an meiner Musik, sondern auch an dem richtigen Urtheil seiner Frau erfreut habe, die stets das Beste zu bezeichnen gewußt. Auch gestand er dem Werke eine sehr eigenthümliche Farbe zu, was ich hier nur erwähne, weil man es zuweilen als die Nachahmung des sechs Jahre später vollendeten Elias bezeichnet hat.

Mendelssohn veröffentlichte im Laufe jenes Winters mehrere größere und kleinere Werke (worunter das D-moll-Trio). Er feilte daran bis zum letzten Momente und manche Platte mußte gänzlich

umgestochen werden. Auch entstand mancherlei Neues. Am meisten beschäftigte ihn wohl sein „Lobgesang," welchen er für die Säcularfeier zur Erfindung der Buchdruckerkunst (im Juni 1840) zu componiren versprochen. Wann und wie er eigentlich inmitten so vielfach zerstreuender Verhältnisse arbeitete, würde schwer zu begreifen sein, wenn ihm nicht ein wunderbarer geistiger — Gleichmuth möchte ich es nennen, inne gewohnt. Im Allgemeinen war er stets Herr seiner Kräfte, womit nicht gesagt werden soll, daß er zu jeder Stunde hätte componiren können oder mögen — aber daß er es oft dann that, wenn man es am wenigsten vermuthete, ist sicher. „Wenn ich in's Atelier eines Malers trete," sagte er einst zu mir, „dann überfällt mich leicht ein gewisser Neid. Es ist doch gar zu hübsch, so den ganzen Tag in aller Ruhe seinen Arbeiten leben zu können. Aber die Unabhängigkeit in unserer Zeitanwendung hat doch auch einen großen Reiz." Von dieser Unabhängigkeit machte er den weitesten Gebrauch, und er wird nicht leicht zwei Tage hinter einander seine Stunden in gleicher Weise verwendet haben. Eines Mittags fand ich ihn sehr heiter. „Heute hab' ich den Vormittag vortrefflich zugebracht," sagte er, „ich habe viel Clavier gespielt, Musik von allen möglichen Leuten, auch von Dir und dann habe ich componirt und geschrieben. Und so will ich's jetzt alle Tage halten!" Schwerlich kam es ein zweites Mal dazu. Am meisten Zeit kostete ihn eigentlich seine Correspondenz. Er muß fabelhaft viele Briefe geschrieben haben. Er hatte seine Freude daran, von so vielen Seiten in Anspruch genommen zu werden und klagte nie hierüber. Wie er Alles aufs sorgsamste, bis ins Kleinste hinein, zu vollenden trachtete, so auch hier. Ich hatte

jedesmal meine Freude daran, wenn ich ihn einen Brief auf das Genaueste falten und mit Behagen versiegeln sah. Durfte er doch auch stets überzeugt sein, Freude damit zu spenden. Auch machte ihn eine bevorstehende Thätigkeit nie unfähig, sich bis zum letzten Moment einer anderen hinzugeben. Wie oft kam ich nicht, um ihn zu einem Concerte abzuholen, in welchem er zu spielen und zu dirigiren hatte und fand ihn, in full dress, ruhig am Schreibtisch sitzend. Er fühlte sich eben in seinen Leistungen gänzlich sicher.

„Wie würdest Du diese Worte übersetzen?“ so empfing er mich eines Abends und las mir eine Zeile aus einem Sonett von Dante vor. Sein Oheim, Joseph Mendelssohn (der älteste Sohn des Philosophen, welcher ihm seine „Morgenstunden“ gewidmet), ein höchst begabter, bis in sein spätestes Alter an Bereicherung seiner Bildung arbeitender Mann, hatte ihm mehrere Dante'sche Sonette aus der vita nuova zugeschickt, mit der Bitte, er möge sie ihm in der Form des Originals übersetzen. Mit wahrem Feuereifer machte sich der Neffe an die Arbeit, die mir wenigstens durchaus gelungen schien. Aber sie sollte ihm mehr Verdrießlichkeit als Freude bringen, denn mit oheimlicher Rücksichtslosigkeit hatte der alte Herr sich inzwischen einer anderen Version bedient (zu irgend einem Essay, wenn ich mich recht erinnere), und Felix erhielt nicht einmal einige Worte des Dankes, worüber er sich sehr beklagte. Bei dieser Gelegenheit muß ich die Vermuthung aussprechen, daß Mendelssohn eine nicht geringe Anzahl lyrischer Gedichte verfaßt, obschon ich nicht wüßte, daß er seinen Freunden davon Mittheilung gemacht. Ist es an dem, so darf man wohl hoffen, daß eine spätere Zeit sie ans Tageslicht bringen werde. Unbedeutend können sie nicht sein.

Eine andere halb schriftstellerische Arbeit, mit welcher ich den Freund eine Zeit lang beschäftigt fand, war eine Eingabe an den König von Sachsen. Dem König war von einem leipziger Herrn eine Summe von 20,000 Thalern vermacht worden, mit der Bitte, dieselbe einem künstlerischen Zwecke zu widmen. In Uebereinstimmung mit dem damaligen Kreisdirector (jetzigen Minister), von Falkenstein, entwarf Mendelssohn den Plan zur Organisation eines Conservatoriums, welchem er das Ersuchen beifügte, der König möge jenes Capital der zu errichtenden Anstalt zum Geschenk machen. Man weiß, daß im Jahre 1843 das leipziger Conservatorium eröffnet wurde, daß Mendelssohn mit Enthusiasmus an demselben wirkte, und wie sehr diese Schule zur Förderung des musicalischen Lebens in Leipzig beigetragen. Die Berufung Hauptmann's und späterhin Moscheles' an dasselbe waren ebenfalls Mendelssohn's Werk.

Eines Abends traf ich unsern glücklichen Felix in die Bibel vertieft. „Höre zu,“ sagte er. Und er las mir mit leiser, bewegter Stimme die Stelle vor aus dem ersten Buch der Könige, die mit den Worten beginnt: „Und siehe, der Herr ging vorüber.“ „Wäre das nicht herrlich für ein Oratorium?“ rief er aus — es war ein künftiges Stück des Elias.

Inmitten so vielfacher Arbeiten, geselliger Vereinigungen, denen er sich gern hingab und sie durch sein Talent und sein anregendes Gespräch verschönerte, kamen doch auch Tage der Abspannung, ja, der Verstimmtheit. Wohlthuend war ihm dann der Besuch der Freunde, unter welchen Concertmeister David und Dr. Schleinitz in erster Reihe standen. Zuweilen zerstreute er sich durch Anfertigung eines hübschen Aquarells — oder er nahm eine Goethe'sche Dichtung,

z. B. Hermann und Dorothea oder Iphigenie, vor. Ersteres Gedicht war ihm besonders ans Herz gewachsen und ihn entzückte das tiefe Gemüth, welches in diesem wunderbaren Werke das Unscheinbarste durchdringt. „Wenn es heißt: „„Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster,““ könnten einem die Thränen ins Auge kommen,“ sagte er eines Tages. Auch Jean Paul wurde zuweilen hervorgeholt, an dessen humoristischen Sachen er sich ungemein erfreuen konnte, wie er mir denn einmal mindestens eine Stunde lang aus dem Siebenkäs vorlas. Am besten wirkte aber der Schlaf. So fand ich ihn einige Mal vor Tische vollständig angekleidet auf dem Sopha liegen — er hatte mehrere Stunden geschlafen und setzte sich mit sehr gutem Appetit zu Tische. Eine Viertelstunde nachher sagte er mit dem Tone eines verhätschelten Kindes: „ich bin aber noch sehr müde!“ legte sich wieder hin, fand es köstlich, sich auszustrecken und war nach wenigen Minuten wieder eingeschlummert. „Das kann er zwei Tage so forttreiben,“ sagte Cécile zu mir, „dann ist er aber wieder frischer als je.“ Die Natur gab ihm das beste Heilmittel an die Hand — aber es sollte leider nicht lange genug vorhalten.

Zu seinem Geburtstage hatten wir ihm einen Scherz vorbereitet, der ihn sehr ergötzte. Die erste Veranlassung dazu gab meine Landsmannschaft, wenn man es so nennen mag, mit seiner Gattin und deren Schwester — wir nannten die freie Stadt Frankfurt unsere gemeinschaftliche Vaterstadt. So schrieb ich denn ein kleines Stück oder vielmehr ein paar Scenen im frankfurter Dialect, mir selbst die Rolle des typisch gewordenen Hampelmanns bestimmend. Frau Mendelssohn mußte meine Frau und ihre

Schwester meine Tochter darstellen. Der ziemlich inhaltlose Inhalt war folgender: in der ersten Scene zeigt sich Fräulein Hampelmann als leidenschaftliche Musikfreundin und wird von ihrer Mutter im Begehren unterstützt, beim berühmten Mendelssohn in Leipzig Clavier-Unterricht zu nehmen. Nach mannigfachem Hin- und Herreden wird der Papa breit geschlagen und die Familie bereitet sich zur Abreise vor. In der zweiten befand man sich in Mendelssohn's Studirzimmer — Concertmeister David stellte ihn selbst mit unvergleichlichem Humor dar. Sein Costume war um so treuer, als es wirklich der Rock war, den Mendelssohn zu Hause trug, und er wußte in Bewegung und Sprache den Freund auf allerliebste Weise zu carrikiren. Bei ihm stellt sich nun die Familie Hampelmamm ein und wird sehr artig empfangen. Nach längerem Geplauder mußte Fräulein Hampelmann etwas vortragen, auch Mendelssohn läßt sich zu fantasiren herbei (was David auf die drolligste Weise, freilich mehr mit Mendelssohn'schen Bewegungen als Gedanken, wiedergab) — schließlich wird die gutmüthige, wenig ästhetisch gebildete Familie in verbindlichster Weise wieder nach Hause geschickt. Ich hatte den Hampelmänninnen in ihrer musicalischen Bornirtheit allerhand kleine Bosheiten in den Mund gelegt, die eben so freundlich aufgenommen wurden, als sie harmlos gemeint waren.

Als das gesellige Leben etwas stiller geworden war und wir oft die Abende zu Hause zubrachten, schlug Mendelssohn vor, zu Gedichten zu fantasiren. Wir lasen und spielten abwechselnd, indem Jeder dem Andern als Declamator diente, und fanden viele Freude und Anregung in dieser Uebung. Der Himmel weiß, wie

viele Schiller'sche, Goethe'sche, Uhland'sche Gedichte uns zu musicalischer Illustration herhalten mußten. Nach irgend einer meiner Fantasieen sagte Mendelssohn zu mir: „ich begreife nicht, wie Du je an Deiner musicalischen Begabung einen Augenblick zweifeln kannst," ein Wort, welches mir in trüben Stunden oft wieder tröstlich ans Ohr klang. Während meines späteren Aufenthaltes in Dresden hatte ich durch mein freundschaftliches Verhältniß zu Eduard Devrient (vielleicht dem ersten, sicherlich dem musicalischsten Declamator) Gelegenheit, jene Uebung fortzusetzen. Wir machten damit den Personen unseres Kreises viele Freude, und als eine anregende gesellige Unterhaltung habe ich oft mit Dem und Jenem bis heutigen Tages jenes musicalisch-poetische Spiel fortgesetzt, welches mir jedesmal die schönen Stunden vor's Auge zaubert, in welchen ich es zuerst geübt.

Viele, oft recht ernste Gespräche, führten wir in jenem Winter und ich habe sehr zu bedauern, mir so manche Aeußerungen des Freundes nicht notirt zu haben. Aber so lange man im Ueberflusse lebt, denkt man nicht leicht ans Zurücklegen. Eines und das Andere, was mir gerade erinnerlich, mag hier seine Stelle finden.

Nach der Aufführung einer gar prosaischen Symphonie, die auch sehr kühl aufgenommen worden war, sagte er zu mir: „Den Philister hätten wir jetzt glücklich überwunden, ob aber von der entgegengesetzten Seite unserer Kunst nicht viel mehr Unheil droht, das müssen wir abwarten." Als ich einst von dem Glücke sprach, das in der Ueberzeugung liege, sich so manche Menschen geneigt zu wissen, die man sehr hoch halte, ging er mit überfließender Wärme hierauf ein und sagte: „Es ist sicherlich das Beste,

was man hat. Wenn ich zuweilen so recht unzufrieden mit mir bin, denke ich an Diese und Jene, die mir freundschaftlich zugethan sind und sage mir, es muß doch so schlimm nicht mit dir stehen, wenn solche Männer dich lieben." Da eines Tages von seinen Anhängern und Gegnern die Rede war, meinte er, er begreife vollkommen, daß gewisse Künstler und Kunstfreunde, die einer strengen Richtung angehörten, ihn als einen halb Abtrünnigen betrachteten, denn so manche derjenigen seiner Compositionen, die den meisten Beifall fänden, müßte ihnen, im Vergleich zu früheren, frivol vorkommen, und sie könnten sagen, er habe seinen besseren Stil verlassen. So tief ernst sein Inneres war, so unangenehm berührte es ihn, wenn man ernsten Dingen ein übermäßig pathetisches Gewand umhing. „Heute Morgen habe ich den Besuch eines belgischen Schriftstellers gehabt," erzählte er mir ein paar Stunden später, „der Mann hat eine wahrhaft staunenswerthe Beredsamkeit und er sagte auch ganz gute Dinge. Als er aber weggegangen war und ich recapitulirte, was er alles vorgebracht, da fand ich, daß das alles in der allereinfachsten Weise viel besser hätte ausgedrückt werden können — warum nun so große Worte machen? Warum so tief erscheinen wollen?" Diese Schlichtheit, die er in seinen Compositionen stets bethätigt, ist es, was sie so manchen Menschen, die Schwulst bis zum Unsinn als Tiefe betrachten, flach erscheinen läßt. Die Flachheit ist aber nicht in Mendelssohn's Werken zu finden, sondern in denen, welche zu flach sind, um das Einfach-schöne aufzufassen. Eines Mittags sprachen wir von Beaumarchais' Lustspielen, die er sehr bewunderte. „Beaumarchais muß man eigentlich haben," rief er aus. Ich ließ das

Bändchen für ihn kommen und schrieb hinein: „Beaumarchais muß man eigentlich haben. (Mendelssohn's Tischgespräche.)"

Eine Eigenthümlichkeit von ihm war es, wie ich schon früher erwähnt, mitten in ruhigem Geplauder zu etwas sehr Drolligem oder sehr Ernstem zu springen. Wir schlenderten eines Nachmittags durch die Promenaden, als er sich plötzlich mit der Frage an mich wendete: „Glaubst Du an den Fortschritt der Menschheit?" „Wie, in welcher Beziehung?" sagte ich etwas überrascht. „Nun," meinte er, „ich spreche nicht von Maschinen und Eisenbahnen und allem dergleichen, ich frage, ob Du glaubst, daß die Menschen mit der Zeit besser, bedeutender werden?" Ich weiß nicht mehr, zu welchem Resultate wir an jenem Tage gelangten.

Wie ihn etwas gelehrt worden sei, spielte eine große Rolle in seinen Erklärungen über Dinge, die er that oder ließ. In seinen Chorpartituren wendete er den C-Schlüssel an, aber in der Weise, daß auch der Alt im Sopranschlüssel stand. Mich genirte das und ich warf ihm einstmals die Inconsequenz vor, die darin liege. „Du hast eigentlich vollkommen Recht," antwortete er, „aber es ist nicht meine Schuld. Zelter hielt es so und ich habe mich von frühester Zeit her daran gewöhnt." Seine sehr hübsche Notenschrift wollte er seinem Jugendfreunde, dem jung verstorbenen Geiger Rietz (älterem Bruder des Capellmeisters) verdanken. Von dem Unterricht, den er bei Zelter genossen, erzählte er zuweilen, — wie derselbe, meistens peripathetisch, in dem Garten hinter seines Vaters Hause Statt gehabt. Was er weiter davon sagte, bestätigte mir eigentlich die Meinung, die Marx irgendwo ausspricht: „Zelter hat, als er Mendelssohn's Lehrer wurde, einen

Fisch ins Wasser gesetzt, wo dieser dann lustig weiter schwamm.“ So sehr er seinen alten Lehrer ehrte, so ärgerlich wurde er bei der Erinnerung an folgende Thatsache. Mehrere Jahre vor Felix' Geburt hatte Mendelssohn's Vater, der mit Zelter befreundet war, diesem eine große Anzahl Bach'scher Cantaten in der Original-Handschrift geschenkt. Während Mendelssohn's Schülerzeit führte ihn nun Zelter zuweilen vor den Schrank, in welchem diese Schätze aufgespeichert waren und zeigte sie ihm. „Da stehen sie,“ sagte er, „was da alles drinnen steckt, was da alles verborgen ist!!“ — aber nicht einmal die Einsicht in die Werke war dem armen Felix vergönnt, der durstig vor dem kostbarsten Getränke stand und nicht davon nippen durfte. Jedenfalls wären diese Sachen in den Händen Mendelssohn's besser aufgehoben gewesen, als in denen Zelter's.

Irgend ein heiteres Wort durch längere Zeit öfters zu wiederholen und dadurch erst recht drollig zu machen, war eine Eigenthümlichkeit Mendelssohn's, wenn sie auch sonst oft genug vorkommen mag. Wie er in früheren Jahren am „alten Drama“ seinen Spaß gehabt, so begrüßte er mich in jenem Winter wochenlang mit den Worten „Zedekia Heil,“ die einem Chore aus der Zerstörung Jerusalems entnommen waren. Oder es war auch eine kleine Stelle aus irgend einem Clavierstück, die ihm zusagte und die er mich hören ließ, wenn ich, wie die Franzosen sagen, hundert Meilen davon entfernt war.

Eine heitere Erinnerung sind mir die Spaziergänge, welche wir an kalten klaren Tagen mit David, als Dritten im Bunde, weit hinaus ins Rosenthal machten. In einem der zahlreichen

dortigen Kaffeehäuser wurde Halt gemacht und Mendelssohn fröhnte dort seiner neuesten, aber wie ich glaube, sehr vorübergehenden Liebhaberei, Billard zu spielen. Ob ihn seine universelle Begabung auch in dieser Beschäftigung nicht verließ, vermag ich um so weniger zu sagen, als ich selbst, trotz jahrelangem Aufenthalte im Lande der Billards, damals noch nicht das Geringste davon verstand.

Es dürfte auffallen, daß unseres trefflichen Schumann's, den Mendelssohn so hoch hielt, noch nicht gedacht worden. Aber er lebte zu jener Zeit noch zurückgezogener als sonst und verließ kaum das Zimmer. Seine Zeitung, seine Lieder, vor Allem jedoch seine künftige Verheirathung mit Clara Wieck nahmen ihn gänzlich in Anspruch. Seine gefeierte Braut aber kam während jenes Winters nur selten nach Leipzig. Einige Jahre später sollte mir in Dresden die Freude werden, viel und freundschaftlich mit dem berühmten Paare zu verkehren.

Man weiß, wie glücklich Mendelssohn in seiner Häuslichkeit war. Seine schöne, milde, sinnige Frau strahlte Anmuth aus über das ganze Hauswesen — sie erinnerte an Rafael'sche Madonnenbilder. Das älteste Kind, der kleine Karl, ergötzte uns durch die ersten Versuche in der Hand- oder Mundhabung der deutschen Sprache, liebenswürdige Verwandte der Gattin gingen aus und ein, es war von allen Seiten ein Wetteifer, sich freundlich und anerkennend zu zeigen, wie er nicht lebhafter gedacht werden kann — eine Periode des Glücks, wie sie wenigen Sterblichen so vollständig beschieden. Nicht wenig lachten wir, als Cécile, aus einem Concerte kommend, während welchem sie mitten im Gewandhaussaale gesessen, erzählte, wie ein paar Frauen in ihrer

nächsten Nähe sich über sie ausgelassen und ihr Schicksal beklagt hätten. „Ihr Mann behandle sie grausam, unmenschlich, barbarisch!“ Es geht nichts über die Theilnahme eines verehrlichen Publicums.

So sehr ich nun mit meiner Arbeit beschäftigt war und so gespannt ich der ersten Aufführung des Oratoriums entgegensah, ich fühlte aufs Lebhafteste und genoß auf das Vollständigste das Glück, welches mir durch Mendelssohn's Zuneigung und Hochachtung zu Theil ward. Und als nun vollends ein von jeder Zuthat reiner Erfolg meine Bemühungen gekrönt, wurden mir die letzten Tage meines Aufenthaltes in Leipzig zu den ungetrübt glücklichsten meines Lebens. Am 2. April 1844 wurde in dem für die Armen bestimmten Gewandhaus-Concerte die Zerstörung Jerusalems zum ersten Male aufgeführt. Chor und Orchester waren vortrefflich; Frau Dr. Livia Frege, deren eben so anmuthige wie tief empfundene Gesangesweise Jedem, der das Glück gehabt, sie zu hören, unvergeßlich bleiben wird, Frl. Sophie Schloß mit ihrer schönen sympathischen Stimme, der geistreiche Tenorist Schmidt und ein musicalisch gebildeter baritonistischer Dilettant hatten die Solopartieen übernommen. Die Zuhörer waren höchlichst begeistert und schon am nächsten Morgen versicherte sich der liebenswürdige Verleger Fr. Kistner des Eigenthums des Werkes — was konnte ich mehr und Besseres verlangen? Dankerfüllt kehrte ich in meine Vaterstadt zurück, die ich so trüben Herzens verlassen hatte und begab mich von dort nach Italien, wo die Braut meiner harrte.

VII.

In Frankfurt am Main.

(September 1842.)

Nachdem ich den ersten Winter nach meiner Verheirathung in Rom zugebracht, kam ich im Sommer 1842 mit der jungen Gattin nach meiner Vaterstadt, von den zahlreichen mir befreundeten Familien, unter welche ich auch diejenigen, welche Mendelssohn durch seine Gattin verwandt waren, zählen durfte, aufs Freundlichste empfangen. Im September kam Felix mit den Seinigen und blieb sechszehn Tage. (Von dieser Epoche an gaben wir Tagebücher, welche zwar in möglichst kurzen Worten, aber ohne Unterbrechung geführt sind, die zuverlässigsten Anhaltspuncte.) Meine Frau hatte ihre schöne Sopranstimme in Italien sorgfältig ausgebildet, ja, sogar während einiger Monate die Bühne mit Glück betreten. Mendelssohn nahm das regste freundlichste Interesse an ihrer musicalischen Begabung, und die kurzen Wochen seines Herbst-Aufenthaltes wurden für uns zu einem musicalischen Frühling. Er brachte halbe Tage bei uns zu, während uns eine fast ununterbrochene Reihe von abendlichen Gesellschaften wieder mit ihm und den Seinigen vereinte. In ein dickes, blau eingebundenes Notenbuch

hatte ich eine beträchtliche Zahl Gesangstücke verschiedener Gattung, deutsche und italienische Psalmen, Lieder und Gesänge, die ich für meine Frau componirt, eingeschrieben — die mußte oder wollte vielmehr Mendelssohn alle hören und er machte uns keinen Besuch, ohne mit der Frage nach dem blauen Buch hervorzurücken. Der uns von Rom her befreundete talentreiche Maler Carl Müller, zu jener Zeit (auch jetzt wieder) in Frankfurt, war bereit, uns eine Bleistiftzeichnung Mendelssohn's anzufertigen — es kam nur darauf an, diesen zum Stillsitzen zu bewegen. Auf die Bitte meiner Frau erklärte er sich bereit, dem Maler zu Willen zu sein unter der Bedingung, daß sie ihm während der Zeit vorsingen müsse. Sechszehn längere und kürzere Gesangstücke füllten die Sitzung aus, und das mit seiner Unterschrift und dem Datum des 15. September 42 gezierte Portrait gehört zu unseren liebsten Besitzthümern.

Ein paar Tage vor seiner Abreise schrieb er in das Album meiner Frau eine Composition des Volksliedes: „Es weiß und räth es doch Keiner, wie mir so wohl ist, so wohl," und malte eine Miniaturkarte von Deutschland darunter, um ihr ihr neues Vaterland recht einzuprägen. Daneben aber humoristischer Weise ein Paar gelbe Glacé-Handschuhe, als Zeichen seines Bestrebens, der höchsten Eleganz Genüge zu thun. Nach seiner Rückkunft in Leipzig setzte er seine heitere Galanterie fort durch einen italienischen Brief, welchen ich an seiner Stelle wiedergebe.

Mir spielte er vor Allem die Chöre zur Antigone vor. Fast noch mehr Freude als das schöne Werk selbst, welches er im Verlaufe von wenig mehr als vierzehn Tagen geschaffen hatte, machte ihm die Erinnerung an die Energie mit welcher er die Aufführung

dem zögernden, zweifelnden Tieck gegenüber betrieben und entschieden hatte, und sein Verhalten, seine kleinen künstlerischen Intriguen möchte ich's nennen, dem berühmten alten Romantiker gegenüber wurden mir, wie er es bei solchen Begebenheiten zu halten pflegte, episch-dramatisch zum Besten gegeben. Auch seine große A-moll-Symphonie, die im Laufe des Sommers fertig geworden war, hatte er für Pianoforte vierhändig einzurichten begonnen und beeilte diese Arbeit mir zu Liebe. Wir hatten nämlich während seines Aufenthaltes zum ersten Mal zu einer musicalischen Matinée die frankfurter Bekannten eingeladen. Am Vorabend wurde Felix mit der Symphonie-Transcription fertig und wir eröffneten unsern musicalischen Morgen mit diesem herrlichen Meisterwerke.

Wie immer und überall wurde Mendelssohn musicalisch aufs Aeußerste in Anspruch genommen. C. Hallé, der seitdem in England eine so hohe künstlerische Stellung errungen, kam während jener Wochen mit seiner liebenswürdigen Frau nach Frankfurt — er war dort noch völlig unbekannt, und so waren die Aussichten auf ein Concert, welches er zu geben beabsichtigte, vielleicht nicht so glänzend, als sein großes Talent es verdiente. Ich ersuchte Mendelssohn um seine Mitwirkung — wir spielten das drei-clavierige Concert von Sebastian Bach —, die Soirée war überfüllt. Alle Welt wollte Mendelssohn am Clavier sehen — und Hallé hatte den großen Erfolg, der ihm nicht ausbleiben konnte. An einem anderen Tage spielte er mit seiner bekannten Virtuosität auf der Orgel der Catharinenkirche, wo sich selbstverständlich eine große Anzahl von Musikfreunden eingefunden. Ich gestehe, daß mich sogar Mendelssohn's eminentes Talent, so wie das so mancher anderer bedeutenden

Organisten gänzlich kalt ließ, was ich aber weit entfernt bin, einem Mangel ihrerseits zuzuschreiben. Mit dem größten Interesse stehe ich auf einer Orgeltribüne neben dem Spieler und sehe seinen Hand- und Fußtierungen zu, während ich die vorzutragenden Meisterwerke nachlese. Aber die übermäßige Sonorität der Kirchen macht mir vom Schiffe aus das Anhören jener wunderbaren Schöpfungen mit ihren vielfach verschlungenen und rasch dahinströmenden Figuren stets mehr zu einem Wirrsal als zu einem Labsal. Ich mußte mir freilich oft sagen, daß die Schuld an meiner unvollkommenen musicalischen Organisation liege, wenn ich so viele musicalisch gebildete Menschen neben mir entzückt sah. Oder thaten sie nur so, weil es sich schickt? Auch das ist möglich. Zur Begleitung des Gemeindegesanges, zur harmonischen Kräftigung oratorischer Chöre ist die Orgel unersetzlich — herrlich — einzig. Aber als Solo-Instrument kann ich sie nur bei Anwendung der äußersten Vorsicht in der Auswahl wie im Vortrag der in ihrem Bereiche liegenden Stücke genießen. Der Orgel weltliche Musik zumuthen, ist sie mißhandeln — aber auch gar viele der für sie gedachten Meisterwerke passen wohl dem Sinne aber nicht der Wirkung nach in die Kirche. Sie ist eine Königin, die nur von ihrem ausgesuchtesten Hofstaate umgeben sich zeigen sollte.

Mendelssohn war aber voller Begeisterung, wenn er an der Orgel saß, wie es denn ja auch für geringere musicalische Organisationen als die seine war, etwas Berauschendes hat, in diesem Ocean von Tönen zu schwimmen. Jedoch — es liegt eine Kluft zwischen dem Musikmachen und dem Musikhören.

Auch in die Oper begleitete uns der gefällige Freund ein paar

Mal, und ich erinnere mich eines heiteren Momentes, als wir einer Aufführung von Donizetti's Favorite beiwohnten, die uns Allen neu war. In der Anfangsscene, wenn ich nicht irre, ist ein Chor von Mönchen, welcher mit der aufwärts gehenden, vom Orchester etwas alterthümlich begleiteten Tonleiter anhebt. „Nun werden sie sie wieder abwärts singen,“ sagte Felix — und er hatte richtig prophezeit.

Die jugendlichen Sängerinnen und Sänger Frankfurts ließen's sich nicht nehmen, auch diesmal wieder dem gefeierten Componisten eine Huldigung darzubringen. Ein Fest auf dem Sandhofe hatte statt, mit vierstimmigen Liedern, lebenden Bildern, fröhlichen Toasten und dem nöthigen Zubehör. Es war sehr hübsch, hatte aber doch nicht die Poesie desjenigen, welches Mendelssohn in einem Briefe an seine Mutter, vom 3. Juli 1839, so köstlich beschreibt. Ich war damals in Italien und nur durch einige Lieder von meiner Composition, die gesungen wurden, vertreten. Aber ich kann es nicht unterlassen, einen Auszug aus dem Briefe einer der Festveranstalterinnen mitzutheilen, weil er das Bild des Gefeierten in lebendigster Weise veranschaulicht.

„Alles ging herrlich, die Stimmung war gleich vornherein von Gottes Gnaden gegeben. Mendelssohn mit seiner schönen jungen Frau kam, als ob er es gar nicht hätte abwarten können, viel zu früh an Ort und Stelle. Mit der größten Liebenswürdigkeit fand er sich in die Situation und sah mit unendlichem Vergnügen den Vorbereitungen zu seinem Empfange zu. Niemals aber habe ich einen glückseligeren Menschen gesehen, als Mendelssohn es war, als er zum ersten Mal (im Walde) seine Quartette

singen hörte. Sein ganzes Gesicht leuchtete, die Augen sprühten in Wahrheit vor Freude. Dabei schlug er förmlich aus, sprang auf einem Beine herum und rief nach jedem Liede: „„O nochmal, bitte, nochmal!““ Den „„Lerchengesang““ mußten wir mit allen Wiederholungen drei Mal nach einander singen.“

Die Dedication des ersten Heftes seiner Quartette, „im Freien zu singen,“ an die Herren Dr. Spieß und Martin verdankt diesem Feste, bei welchem sich die genannten sehr musicalischen Herren wesentlich betheiligt hatten, ihren Ursprung.

Am 25. reiste Mendelssohn über Leipzig nach Berlin. Wie echt freundschaftlich er in jenen Tagen sich wieder gegen mich benommen, erfuhr ich erst zwanzig Jahre später durch die 1863 veröffentlichte Sammlung eines Theiles seiner Briefe. In derselben fand ich nämlich ein Schreiben an den Verleger Simrock in Bonn zu Gunsten eines von den Herausgebern discret bezeichneten X. Diese unbekannte Größe war ich ohne Zweifel, und ich kann mich nicht enthalten, jenen, zartester Rücksicht und wärmster Theilnahme entsprossenen Brief hier, nachdem ich das Geheimniß gelöst, wieder abdrucken zu lassen. Er ist von Frankfurt aus am 21. September geschrieben und lautet:

Lieber Herr Simrock!

Ich schreibe Ihnen heut in einer Angelegenheit, bei welcher ich vor Allem auf Ihre vollkommenste Discretion, aufs gänzliche Geheimhalten rechnen muß; indeß kenne ich aus Erfahrung Ihre

Freundlichkeit für mich zu gut, daß ich auch an Erfüllung dieses meines Wunsches nicht zweifle und in vollem Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit Ihnen die Sache vortrage. Bei meinem Aufenthalte hier erfuhr ich zufällig, daß mein Freund und Kunstgenosse, Herr F. Hiller, an Sie wegen der Publication einiger neuen Werke geschrieben habe, bis jetzt aber ohne Antwort geblieben sei. Nun möchte ich im Interesse der Kunst wie in dem meines Freundes gar zu gerne, daß diese Antwort bejahend ausfallen möge, und weil ich mir einbilde, daß Sie auf mein Wort und meinen Wunsch etwas geben, so fiel mir ein, Ihnen darüber zu schreiben und Sie zu bitten, wenn Sie irgend können, einige Werke meines Freundes dem deutschen Publicum bekannt zu machen. Das Geheimhalten, um das ich Sie gegen Jedermann und unter allen Umständen bitte, wünsch' ich deßhalb, weil ich gewiß bin, daß Herr Hiller außer sich sein würde, wenn er im entferntesten ahnete, daß ich einen solchen Schritt seinetwegen gethan habe. Ich weiß, daß ihm nichts unerträglicher wäre, als nicht durchweg auf eigenen Füßen zu stehen, und deßhalb darf er niemals von diesem Briefe etwas erfahren. Aber andererseits ist es doch auch Pflicht und Schuldigkeit eines Künstlers gegen den andern, ihm über Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten so gut als möglich hinwegzuhelfen und zur Erreichung seines Strebens nach Kräften beizutragen, wenn das Streben ein edles und die Sache eine gute ist. Und dies ist beides hier wahrlich im höchsten Grade der Fall. Darum wollte ich Sie also gebeten haben, Einiges von seinen neuen Compositionen herauszugeben und überhaupt, wo möglich, mit ihm in eine Art Verbindung zu treten. Ich weiß zwar recht wohl, daß

mit den meisten seiner bisherigen Werke die deutschen Verleger kein brillantes Geschäft (wie man es nennt) gemacht haben und ob es anders werden wird, das kann ich nicht versichern; aber daß es anders zu werden verdient, daran ist für mich kein Zweifel, und eben darum und nur darum lege ich Ihnen die Bitte vor. Sonst möchte er wahrhaftig mein Freund sein, so viel er wollte, ich würde es nicht thun. Aber eben weil doch eigentlich die einzige Rücksicht, die man vernünftiger Weise nehmen sollte, die auf den inneren Werth ist und weil es die einzige ist, die den Erfolg sichern müßte, wenn Alles mit rechten Dingen in der Welt zuginge, und weil es doch gar zu ärgerlich bleibt, wenn sich immer das alte Lied wiederholt von den verdienstvollen geistreichen Künstlern, die Anfangs Noth haben, daß nur ihre Werke gekauft und bekannt werden, und denen nachher Alles zujauchzt, wenn eins davon eingeschlagen und den Leuten auf den Pelz gebrannt hat, denen aber all das Jauchzen nicht so viel Freude macht, als die vorherige Noth Verdruß — eben deßhalb möchte ich, Sie machten es einmal anders und glaubten mehr dem wahren Werth, als dem zufälligen Erfolge. Am Ende muß er ja doch gebannt werden, und die Frage ist nur in solchen Fällen, wie bald und nach wie viel Verdrießlichkeiten, und da ist eben der Punct, wo ein Verleger einem Künstler so recht werth und wichtig werden kann. — Nach allgemeinem Applaus sind sie dann wohl alle bei der Hand — aber eben Sie wären der Mann, es anders zu machen, denke ich, und so, wie es idealisch und doch zugleich praktisch und richtig ist. Verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, und, wenn möglich, erfüllen Sie meinen Wunsch. Auf irgend hohes Honorar

kommt es, so viel ich gehört habe, durchaus nicht an, aber sehr wesentlich auf einen freundlichen künstlerischen Ton in der Correspondenz, auf Verbreitung und Bekanntmachung der Werke und, wenn Sie auf die Sache eingehen wollen und können, für mich besonders auf gänzliche Verschweigung meiner Einmischung, meines Namens und meiner Bitte. — Wenn ich in der nächsten Zeit von ihm erführe, daß Sie an ihn geschrieben und auf eine freundliche Weise zu einer Bekanntmachung seiner neuen Gesanges- und Pianoforte-Sachen die Hand geboten haben — wie wollte ich mich da freuen! Sie werden am Ende gar sagen: was will der faule Componist und der noch faulere Correspondent? Aber im Letztern habe ich mich ja gebessert, wie Figura zeigt, und im Erstern will ichs auch mit Allernächstem thun und Sie ganz bestürmen mit Notenpapier (sobald es ordentlich beschrieben ist), und im eigenen Namen erbitten, was ich hier für meinen Freund dringend und herzlich erbeten haben will.

Immer Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Auch der folgende Auszug aus einem von Berlin aus an Simrock geschriebenen Briefe gehört noch hieher:

„War ich jemals durch einen Brief angenehm überrascht, so war es durch Ihren gestern hier empfangenen. Die freundliche schnelle Erfüllung meiner Bitte und dann das bedeutende Geschenk, das Sie mir für meine Lieder ohne Worte machen — ich weiß wahrlich nicht, wie ich es anfangen soll, Ihnen genügend zu danken, Ihnen auszudrücken, welch eine große Freude Sie mir bereitet haben. Gestehe ich es Ihnen, daß ich ein so zartes, so vollständiges Entgegenkommen als sofortige Erwiederung auf meinen letzten Bittbrief nicht erwartet hätte, — daß ich nun doppelt froh bin, einen Schritt gethan zu haben, von dem mich mitten im Schreiben zuweilen falsche Schen — zuweilen das fatale, weltkluge „Misch dich nicht in andere Angelegenheiten" abzuhalten drohte. Da bin ich nun durch Ihr Benehmen, wie Sie es mir im gestrigen Briefe andeuten, aufs Neue in dem, was ich eigentlich für recht und gut halte, bestärkt und werde die vielgepriesene Weltklugheit an den Nagel hängen und lieber nach dem ersten Antrieb und Gefühl gerade durchfahren — mißlingt es auch hundert Mal, so ist ein solches Gelingen reichlicher Ersatz."

Wir Componisten, wenn wir auch vielleicht noch mehr Lust haben, als andere Collegen, einander aufzufressen (was in der Natur der Sache liegt), wir sind doch nicht so schlimm, um uns nicht oft genug solche und ähnliche Dienste zu leisten, wie Mendelssohn ihn mir durch jenen Brief erwiesen. Aber ohne Aufforderung — ganz im Geheimen — ohne Möglichkeit eines zu empfangenden Dankes, viel weniger einer künftigen Revanche — ohne die Genugthuung, die im Protectorthum enthalten? —

Vielleicht liegt es eben am Geheimniß der geleisteten Dienste, daß man von dergleichen so selten hört. Aber welch einen erwärmenden, erhebenden Eindruck es macht, eine solche That längst nach dem Tode des Freundes zu erfahren, davon kann nur der sich einen Begriff machen, der es selbst erlebt.

Folgende Briefe erhielt ich in der nächsten Zeit aus Berlin und Leipzig:

Berlin, den 8. October 1842.

Lieber Ferdinand!

Ganz wohl und glücklich sind wir hier angekommen, aber es kommt mir doch vor, als wär es schon Jahrhunderte her, daß ich vom Fahrthor abreiste und als wär Berlin von Frankfurt tausend Meilen weit. Nichts Schlimmeres, als im Herbst nördlich reisen; wie einem da die gelben Blätter und kahlen Bäume und windigen Schauer und geheizten Oefen so nach und nach entgegen kommen, immer mehr, bis man mitten drunter sitzt, Hof-Equipagen fahren sieht, saure Weintrauben und taube Nüsse ißt und eine Anzahl von Geist dabei verpufft, womit man sich selbst und die Anderen herrlich langweilt — ach Gott, ich verfalle schon wieder in die alte berliner Melodie. Aber warum ist auch alles im Süden besser? Menschen, Obst, Wetter, Gegend und alles? Deine Frau will es nicht Wort haben — hilft aber doch nichts. In Leipzig erzählten sie mir, am vergangenen Sonntag sei bei Ferdinand Hiller eine musicalische Morgen-Soirée gewesen, mit Herwegh und anderen Notabilitäten. Da kam's mir, wie gesagt, Gott weiß wie lang vor, daß ich das Rothmännche*) verlassen, und es war doch nur

*) So hieß das Haus, welches wir damals in Frankfurt bewohnten.

drei Stunden vor besagter Morgen-Soirée, aber ich war schon in Langenſebold, während das Rothmännche erklang von guter und schöner Musik. Dies ist eigentlich ein Geschäftsbrief, so wenig Du es ihm glauben magst. Ich war gestern nämlich bei S., um Deinen Auftrag auszuführen. Die Lieder will er stechen. Er sei denn bereit, wenn er Deine Antwort empfinge, in Zeit von sechs Wochen zur Publication fertig zu sein incl. einer deutschen Uebersetzung, die ihm, wie mir, wünschenswerth erschien, und bäte also, im Falle Du überhaupt zusagst, den Tag der Herausgabe für ihn und Ricordi zu bestimmen. Wegen des Stichs der Cello-Sonate machte er Schwierigkeiten, weil er die ganze Halevy'sche Königin von Cypern nebst allen möglichen Arrangements, Potpourris etc. stechen müsse und ein größeres Stück daher in der ganzen Zeit nicht herausgeben könne; er wolle aber, wenn es Dir recht wäre, Ricordi schreiben und hundert Exemplare von ihm kommen lassen, der würde dafür seine (S—'s) Firma mit auf den Titel stechen, und für Verbreitung des Werkes in Deutschland wolle er dann schon sorgen. Was Du dabei eigentlich für einen Vortheil hast, konnte ich nicht recht einsehen, da er indeß dabei blieb, mußte ich zuletzt versprechen, Dir es zu schreiben und thue so hiermit. Schick mir nun Deinen Hattischerif aber keine seidene Schnur, wenn ich's nicht recht gemacht habe. S. ist der Einzige hier (* ist der berliner Philistergeist, auf Flaschen abgezogen und eine Musicalienhandlung damit besprengt), daher macht er, was er will, und man muß unterducken, wenn man in Berlin verlegen läßt. Vorgestern haben sie „Wilhelm Tell“ von Rossini, als neue Oper, zum ersten Male, zur

Feier der allerhöchsten Vermählung rc. (was weiß ich?) gegeben. Sie haben es in drei Acte abgekürzt und nennen das „nach des Componisten Bearbeitung für die pariser Bühne“. Das allgemeine Tagesgespräch ist nun seitdem in Berlin die Frage, ob Rossini eigentlich wahren Beruf zum Componisten habe oder nicht, — ob er sich namentlich zu dramatischer Musik und der dazu nothwendigen Begeisterung habe emporschwingen können, — ob es überhaupt gerechtfertigt gewesen sei, ein solches Sujet zu wählen, da Schiller's Trauerspiel doch ein viel vollendeteres Kunstwerk sei, als diese Oper, — ob indessen rc. rc. O Gott, wie schmeckt das Essen auf der Mainlust so gut! Klöße, Nudeln, Tabakspfeifen, Schweinsknöchelchen, alle Philisterei des übrigen Deutschlands zusammen genommen ist doch nichts gegen diesen geistigen Michel, diesen unsterblichen Nicolai, der in allen hiesigen Kunstgesprächen grünt und blüht und aus jeder berliner Redensart hervorlächelt.

Jetzt bin ich aber des trockenen Tones satt, ich muß Deine Frau italienisch anreden.

Illustrissima Signora! S'io avessi voluto aspettare la esecuzione della sua promessa, voglio dire il ricevimento d'une lettera Italiana scritta da lei, io avessi potuto aspettare lungo tempo. Per questa ragione debbo far il comminciamento e domandarla come sta la vostra salute? Spero che il rhumo del quale Lei soffriva allora è partito lungo tempo fà, e che la sua voce è da capo chiara e bella come sopra. Il paese quì non mi piace a fatto; vado frà dubbio e sospiri, navigando in un mar di pene, senza rami e senza vele. Vorrei aver il coraggio di dir al fine: così si fà; ma la mia indecisione è sempre più forte di me.

Qualche volta vorrei sentirla cantare soltanto un quarto d'ora; darei in cambio tutte le opere del Teatro Reale, dove si ascolta un canto pessimo. Adesso voglio finere. La mia moglie gli fà cento complimenti e pregandiola di scusare gli sbagli che forse si troveranno nel mio stilo italiano, sono sempre con molta considerazione il suo umilissimo

Felice Mendelssonio-Bartholdi.

Die Wahrheit ist, daß ich mich doch ein Bischen über diese letzten Zeilen schäme, indem ich sie eben, Abends, wieder durchlese; aber da ich Dir Bescheid schreiben wollte und in der Hetze der Ankunftsgänge keine Zeit zu einem neuen Briefe finde, so verzeiht mir den alten schlechten Witz und bleibt mir die alten guten Freunde. Für heut Addio. Immer Dein

Felix M.

Leipzig, den 19. Januar 1843.

Mein lieber guter Ferdinand!

Als Dein Brief vom 16. November ankam (es war der beste, freundlichste, den ich jemals von Dir erhalten und keiner hatte mich je so erfreut oder vielmehr gerührt), da nahm ich mir gleich vor, Tags darauf Dir zu schreiben und zugleich Deiner Frau für ihre liebenswürdigen Zeilen zu danken. Ich verschob es um einige Tage — und welche entsetzliche Kluft liegt nun dazwischen*). Ich habe Dir seitdem für einen zweiten Brief zu danken, jenen neuen Beweis Deiner wahren Freundschaft und Güte zu mir. Bis jetzt konnte ich aber gar nicht ans Briefschreiben denken, sonst hätte ich Dir schon gleich gedankt und im Herzen ist's viel vielmal geschehen. Aber zu Anfang konnte ich gar nichts thun und treiben, höchstens mal ein paar Seiten lesen u. dgl. und in den folgenden Wochen war mir's nur dann ein Bischen besser, wenn ich irgend eine gleichgültige musicalische Arbeit machen und Noten schreiben konnte — aber keine Gedanken an Briefe, beim geringsten Gespräch mit meinen nächsten Freunden kehrte gleich wieder das dumpfe, wirre Gefühl im Kopfe zurück, wie Betäubung und Traurigkeit zugleich. Ich habe es seit drei Tagen bemeistern müssen, denn die Flut der Geschäftsbriefe war zu sehr angewachsen und da ich nun

*) Er hatte seine Mutter am 12. December verloren.

einmal beim Schreiben war, so mußte ich Dir doch wenigstens einen Gruß und einen Dank zurufen, weiter wird es heut doch nicht viel. Du weißt ja, wie ich es mit Dir und den Deinigen meine und wie mir Dein Glück am Herzen liegt; laß mich bald und oft wieder davon hören; das erfreut und erheitert mich in jeder Zeit. Gott sei Dank, meine Frau und Kinder sind wohl und da sollte ich eigentlich weiter nichts thun, als dem Himmel auf meinen Knieen danken für dies Lebensglück. Wenn ich mit denen allein zusammen bin, male etwa den Kindern Windmühlen oder instrumentire Hoboen und Bratschen oder corrigire langweilige Druckbogen, so ist mir zu Zeiten schon wieder ganz heiter und froh gewesen, aber denke ich wieder ein Bischen heraus oder kommen Leute von außen oder nach den Proben oder Concerten, die ich gleich nachher weiter dirigiren mußte, da will's noch gar nicht besser gehen. So laß ich mich denn den ganzen Tag vor Jedermann verläugnen außer zwischen drei und vier, sitze in meinem kleinen Arbeitszimmerchen, das ich mir jetzt eingerichtet habe und wo es mir gut gefällt (es ist das frühere Kinderzimmer, dessen Du Dich erinnern wirst, gleich der Eingangsthür gegenüber, mit der weiten Aussicht über Wiesen und Feld nach Sonnen-Untergang zu). Schumann und David sehen wir zuweilen, * fast gar nicht, weil der nur eigentlich für die Abonnements-Concerte leibt und lebt und ich denen jetzt freilich kein großer Trost bin — und so schleichen die Tage hin. Mögen die Eurigen desto glänzender und heiterer sein; ich höre von großen Wohlthätigkeits-Concerten reden, die Ihr gebt, von der baldigen Aufführung Deines neuen Werkes; mögest Du mir bald davon sagen und die guten

Botschaften bestätigen. Du willst Details meiner jetzigen Stellung wissen. Der König von Preußen hat mir erlaubt, hieher zurückzukehren und hier zu bleiben, bis er mich persönlich in Berlin brauchen würde; in diesem Falle habe ich ihm versprochen, wieder hinzukommen. Ich habe ihm darauf geschrieben, daß ich bis zu meinem persönlichen Aufenthalt in Berlin auf mein halbes Gehalt Verzicht zu leisten wünschte und alle seine Aufträge auch hier einstweilen ausführen würde. Er hat mir darauf hieher geantwortet, daß er damit zufrieden wäre, hat mir wieder einen neuen Titel gegeben, in der Sache ist aber weiter nichts Wesentliches geschehen. Mit einem Wort, ich warte jetzt hier ab, was ich früher in B. abwarten sollte, daß ich dort wirklich unumgänglich nothwendig sei; ich zweifle immer noch, daß das je der Fall sein werde, und hoffe (jetzt mehr als je, wie Du denken kannst), daß der König von Pr. das jetzige Verhältniß wird fortdauern lassen. Denn was mich ja vor allem in Berlin fesselt, was eigentlich eben noch jene Verabredung oder Vereinigung bewirkt hat, ist nun nicht mehr.

Hier sind nun endlich die Zinsen jenes Legates, das ich schon seit mehr als drei Jahren supplicirte, für eine Musikschule bewilligt worden, und es kommen jetzt die officiellen Bekanntmachungen in die Zeitung. Ich werde wöchentlich drei oder vier Mal in den kleinen Saal des Gewandhauses zu gehen und dort von $^6/_4$ Accorden zu sprechen haben; das thue ich gern, der Sache zu Liebe, denn ich glaube, sie ist gut.

Wie danke ich Dir, daß Du mich zu denen rechnest, mit denen Du gern zusammen bist; wie ist mir alles, was Du darüber sagst, aus der Seele gesprochen! Das könnte ja auch bei dem Einen

nicht sein, wenn's der Andere nicht ganz eben mit empfände! Wir denken dies Jahr gar nicht zu reisen und denken hier (oder höchstens in Dresden) den Sommer zuzubringen. Werden wir Euch gar nicht hier sehen? Du sprachst früher mal davon. Und nun sage Deiner Frau von mir und der meinigen alles Gute und Herzliche, danke ihr für ihre Theilnahme, bitte sie, uns ein freundliches Andenken und ihre Gunst zu erhalten und zuweilen unser zu gedenken, wie wir täglich in herzlicher Liebe ihrer und Deiner, in guten und in traurigen Tagen.

Dein

Felix M.-B.

Leipzig, den 3. März 1843.

Lieber Ferdinand!

Schönen Dank für Deinen lieben, guten, ausführlichen Brief, der mir eine große Freude gemacht hat; vor allem das, was Du über Deine Oper, über Dein eigenes Vergnügen daran, über den Abschluß sagst, den Du nun nach ihrer Beendigung fühlst, und den die Anderen am Tage nach der Aufführung, nach Empfang der Lorberkränze, Gedichte u. dgl. fühlen würden, der aber doch wahr und wahrhaftig nur nach Beendigung der Arbeit vorhanden ist. Was Du darüber sagst, ist mir recht aus der Seele gesprochen, und daß ein Werk, das in diesem Geiste und so mit ganzer Seele geschaffen ist, seinen Eindruck auf seine Landsleute nicht verfehlen kann, darüber habe ich gar keinen Zweifel. Aber es wird nicht allein Erfolg haben, sondern ihn auch verdienen — was heut zu Tage zehntausendmal mehr sagen will. Wie freue ich mich darauf! Denk doch nicht im Traum daran, es irgendwo anders als in Frankfurt zuerst aufzuführen; es wäre geradezu ein Fehler. Du weißt, wie viel ich vom Vaterlande halte, in Deinen jetzigen Verhältnissen halte ich auch sogar was von der Vaterstadt — sie haben Dich lieb, wissen was sie an Dir haben, müssen frühere Scharten ihres Betragens gegen Dich auszuwetzen suchen — so wenig ich alles das geltend machen möchte, um was Schlechtes für gut passiren zu sehen, so sehr möchte ich es, um was Gutes für

gut angesehen zu wissen. Zudem sind alle Theater in Deutschland im Augenblick in einem schlimmen Zustande, also laß Dich durch die Mangelhaftigkeit des dortigen nicht abhalten und hilf dadurch das dortige und alle übrigen nach und nach wieder besser machen. Wie kannst Du Dich über N..'s Erfolg verwundern? das schreiben die Leute alle selbst in die Blätter; drum weißt Du nicht, woran Du bist, der Du die Blätter liesest, und ich komme viel besser weg, der ich jetzt so ein Zeitungsseptembrisör bin, daß ich nichts, aber total nichts glaube, was ich nicht mit meinen Augen auf Noten sehe oder mit meinen Ohren in Noten höre. Leider geht es auch mit Wagner ein wenig so; ich habe Furcht, daß da viel übertrieben wird; und die Musiker, die ich als gewissenhafte Leute kenne, vermehren diese Furcht nicht wenig. Doch habe ich noch nichts Zusammenhängendes von seinen Opern gehört und denke immer noch, es wird besser sein, als die Leute es schildern. Talent hat er doch in jedem Fall, und ich habe mich gefreut, daß er die Stelle bekam, obwohl ihm das schon in den paar Wochen Feinde genug gemacht hat, wie ich Dir mal mündlich erzählen will, wenn wir bei Sonnenuntergang spazieren gehn.

Deine Frage wegen Deines Oratoriums in Berlin mußt Du mir deutlicher erklären, was heißt das, „aufführen können"? Willst Du ein Concert geben und es darin aufführen oder es von der Sing-Akademie oder dgl. bloß zu Gehör bringen lassen? Die hiesigen Abonnements-Concerte fangen dies Jahr den 1. October an; in Berlin ist vor Mitte September keine rechte Musiksaison; kommst Du also, wie Du schreibst, gegen Ende August und verbringst einige stille Wochen mit uns, hier oder in Dresden, so

würde die rechte Concert- und Musikzeit da sein. Nun mach es nur wahr und erfülle die schönen Versprechen und Plane, wenn der Sommer herangerückt ist. Einen guten Singlehrer sollen wir zur Musikschule nehmen? O bitte, weise mir doch einen in Deutschland nach! Einstweilen habe ich alle Hände voll zu thun gehabt, um zu verhindern, daß man den Gesang-Unterricht, der ziemlich der nöthigste ist, nicht lieber ganz ausgeschlossen hat. Bis jetzt sind vierunddreißig Schüler angemeldet; Mitte April soll der Unterricht beginnen.

Schumann gibt Clavier-Unterricht; ich ebenfalls. Nächsten Donnerstag feiert das leipziger Abonnements-Concert sein hundertjähriges Bestehen, wie ich höre, — da soll das Orchester etwas zu essen und zu trinken bekommen. Meine Symphonie ist seit vorgestern heraus und zu haben; Guhr sprach mir nicht bestimmt darüber, sonst hätte ich sie ihm schon früher geschickt. Die Scene habe ich für Mlle. Schloß zu ihrem Benefiz-Concert hervorgesucht, ein neues Allegro dafür geschrieben und zu einem vollen Saal mit beigetragen. Weiter hat sie wenig Verdienste. Die Walpurgisnacht habe ich von A bis Z neu umgeschrieben — es ist geradezu ein anderes Stück geworden und ein hundert Mal besseres. Ob ich sie aber stechen lasse, darüber bin ich noch im Zweifel.

Grüß Deine Frau sehr vielmal von mir und der meinigen. Bleib gut

Deinem Felix.

Leipzig, den 25. März 1843.

Mein lieber Ferdinand!

Wenn die Entfernung das Böse hat, daß gute Stimmungen vorübergegangen sind, ehe die Antwort darauf bei einem angelangt ist, so hat sie doch wenigstens das Gute, daß auch böse Stimmungen vorübergehen, ehe die Antwort da ist. Und so geht es hoffentlich mit meinem heutigen Antwortbrief, in welchem ich Dich daher nicht viel weiter über Deine Verstimmung fragen, sondern mir fest einbilden will, sie wäre schon vorüber und Du wärest schon so froh mit Dir selbst, mit Deinem Werke und allem anderen folglich, wie ich es Dir immer wünsche und wie es im ersten Briefe war. Wenn übrigens solche Stimmung der heitern Zufriedenheit mit sich und seinen Werken bei einem Menschen immer dieselbe bleibt, so glaube ich, der ist ein echter Philister und macht sein Lebtag nichts Gescheutes und beklage wiederum Deine verdrießlichen Worte nicht. Und wenn Du äußerst, daß Du zu irgend einem musicalischen Wirkungskreise rechte Lust hast, so ist's mir und allen Deinen und der Musik Freunden ja wieder recht aus der Seele geschrieben, und den verrückten Grund von der „Zweifelhaftigkeit Deiner Compositionen" schreibe ich wieder auf Rechnung der Berserkerwuth und beklage auch den nicht, da er zu einem so erwünschten Resultat Deiner Gedanken führt. Uebrigens beklage

ich's aber doch, wenn ich aufrichtig sein soll, und hoffe aber nur, daß bei Empfang dieser Zeilen alles wieder besser aussieht, rosenfarbener.

Ich kann jetzt wenig über mich und alles andere schreiben. Gibt mir und uns nur der liebe Gott ein glückliches Frühjahr, — dann wird sich auch alles bei mir wiederfinden, auch das Briefschreiben. Jetzt kann ich wenig sagen und thun, nur immer denken, wenn nur der liebe Gott ein glückliches Frühjahr gibt. Und weil ich doch nicht das immer wieder in den Brief schreiben kann, so eile ich für heut nur zur Beantwortung Deiner Fragen. Ist es Dein Spott, was Du mir vom General-Director der geistlichen Musik schreibst oder klingt es nur wider Deinen Willen so? Du weißt doch, daß ich nicht das Mindeste davon habe, als den Titel auf dem Papier, und keiner weiß, ob ich je mehr bekomme. Ich habe über alles, was im musicalischen Berlin vorgeht und nicht vorgeht, weder ein Recht, mitzusprechen, noch Lust ein Recht zu haben mitzusprechen. Nur so viel weiß ich aus allen Erfahrungen, daß Du es sehr schwer finden würdest, in einem eignen Concerte das Oratorium zu geben, — es ist schwer, die Artigkeiten zu erschwingen, die den Chor zum Singen, das Geld, das das Orchester zum Spielen, und die unerhörte Vollkommenheit, die das Publicum zur aufrichtigen Theilnahme bewegen kann; daher ist's besser, wenn die Sing-Akademie es in ihren Concerten gibt und Du dirigirst. Allerdings solltest Du Dich zu dem Ende bald mit Rungenhagen in Verbindung setzen; ich würde Dir gerne die Mühe und den Ennui einer Correspondenz mit dieser Gesellschaft abnehmen, wenn ich ihrer nicht einerseits gar zu satt wäre, andererseits aber

wüßte, daß meine Empfehlung eher das Gegentheil bewirkt, wenn sie überhaupt eine Wirkung hat; denn alles ist dort dem Ungefähr überlassen und dem sonderbaren berliner je ne sais quoi, das keiner weiß, keiner kennt, das aber alle regiert, vom König bis zum Eckensteher und zum pensionirten Paukenschläger. So viel man vernünftiger Weise absehen kann, wäre ein Brief von Dir an Rungenhagen jetzt das Beste; namentlich wenn Du Dich darin auf Deine Conversation mit Rellstab berufen könntest und etwa sagen: der hätte Dir den Rath gegeben u. dgl. Da aber, wie gesagt, die Geschäfte dort meist unvernünftiger Weise geordnet werden, so ist vielleicht auch ein anderer Weg eben so gut, z. B. wenn Du irgend einen Bekannten unter der Vorsteherschaft hättest und dem den Auftrag gäbest. Gefällt Dir das alles nicht und willst Du, ich solle ihnen schreiben, so muß ich auch das, wie alles was ich kann, Dir zu Gefallen thun; aber, wie gesagt, ich glaube dann für den Nicht-Erfolg stehen zu können, und die eben so ungeschäftsmäßigen wie unkünstlerischen Redensarten, die sie dort an sich haben, kann ich gar zu schwer ertragen. Verzeih die Philippica. Mit den Journalen werde ich doch wohl Recht haben, sie mögen Gutes oder Böses sagen; ich arbeite an der vollständigen Musik zum Sommernachtstraum mit Chören, Entre-Acts ꝛc., und werde nach deren Beendigung auch die Chöre zum Oedipus beenden, die ich angefangen habe.

Vom „Sturm" weiß ich so gut wie gar nichts, also ist ein Drittel von jenen Nachrichten gegründet und auch das kaum.

Ueber Berlioz soll ich schreiben? Es ist gar zu lang und ausführlich, wenn auf ein solches Thema die Rede kommt und

selbst über das Gut- und Schlechtergehen, über Gefallen und Nichtgefallen gibt es denn gleich so verschiedene Meinungen. Im Herbst erzähl ich's Dir, wenn Du herkommst; nun möcht' ich, Du wärst recht neugierig und kämst acht Tage früher.

Grüße Deine Frau von mir und den meinigen herzlich.

Lebe wohl, auf frohes Wiedersehn!

Dein Felix.

VIII.

In Leipzig.

(Herbst 1843.)

Seit dem Regierungsantritt Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, welcher Mendelssohn in seine Haupt= und Residenzstadt zu verpflanzen wünschte, hatte dieser letztere mehrfach schon zwischen dem Aufenthalt in Berlin und Leipzig gewechselt. Nach der erstern Stadt zog ihn sein gegebenes Wort, nach der letztern seine Neigung. Gegen Ende des Jahres 1843 sollte aber doch ein gänzlicher Umzug nach Berlin Statt haben, und unter diesen Umständen war in Frankfurt der ehrenvolle Antrag an mich gelangt, die Leitung der Gewandhaus=Concerte während der Abwesenheit Mendelssohn's zu übernehmen. So klar es mir war, daß eine solche interimistische Stellung ihre mißliche Seite hatte und es vollends sehr bedenklich sein mußte, einem so vergötterten Dirigenten, wie Mendelssohn, unmittelbar zu folgen oder vielmehr die Rolle seines Stellvertreters einzunehmen, so glaubte ich doch nicht ablehnen zu dürfen — denn seitdem ich verheirathet, sehnte ich mich nach einer regelmäßigen künstlerischen Beschäftigung, wie sie der Freund seit Jahren für

mich gewünscht, und eine interessantere, als diejenige, die mir in Leipzig geboten wurde, war kaum denkbar. Ich überschritt also wohlgemuth den Rubicon und die Fulda und kam am 23. September in Leipzig an, wo ich wenige Stunden, nachdem ich im Gasthof abgestiegen, schon mit Mendelssohn's und anderen Freunden in der Thomaskirche einer Aufführung des Samson, unter Hauptmann's Leitung, beiwohnte, während meine ermüdete Frau sich einige Erholung gönnte. Eine kleine Gêne hatte die eigenthümliche Stellung, in welcher Felix und ich uns gegenüber standen, an diesem Abende doch verursacht. Aber schon am folgenden Tage war sie gänzlich verschwunden. In aller Frühe kam er mit David zu mir, begleitete uns Abends in eine Aufführung von „Des Teufels Antheil", speiste im Hôtel mit uns zu Nacht und war von so übersprudelnder Lebhaftigkeit, so fröhlicher, geistreicher Mittheilsamkeit, daß ich fühlte, wie sehr es ihm darum zu thun sei, alles in das gemüthlichste Geleis zu bringen. Daß es ihm bei der ersten Begegnung etwas aufs Herz gefallen, denjenigen zu sehen, der die von ihm geliebte und so ungern aufzugebende Stellung einnehmen sollte, hatte er seiner Cécile und David freimüthig eingestanden. Wie wenig das aber seinem Vertrauen mir gegenüber geschadet, bewies er mir durch die wiederholte Mittheilung, daß es nicht unmöglich sein werde, unter gewissen Bedingungen seine dem Könige gegebenen Versprechen zu erfüllen, ohne den gewohnten Wirkungskreis in Leipzig aufzugeben. Auch in das Geheimniß der Einzelheiten dieser Bedingungen weihete er mich ein und verlangte meine freimüthige Meinung hierüber. Ich konnte ihm nur rathen, darauf einzugehen.

So war er auch gern bereit, im ersten von mir zu dirigirenden Concerte, welches den 1. October Statt fand, zu spielen. Er trug sein G-moll-Concert vor, dessen Leitung mir David (der stetige Dirigent der Solostücke mit Orchester) überließ und welches ich hier, nachdem ich es in Paris kennen gelernt, zum ersten Male mit Orchester hörte. Im Publicum machte es den besten Eindruck, daß er durch seine Mitwirkung meinem ersten Auftreten am Directionspulte eine Art von Weihe gab — man fand, es mache uns Beiden Ehre.

Wenige Tage nachher reiste er, aber ohne seine Familie, nach Berlin ab, um die erste Aufführung des „Sommernachtstraums" zu leiten. Am 11. folgte ich ihm dahin mit David und dem genialen und dabei so gemüthlichen Niels Gade, welcher kurz vorher zum ersten Mal nach Leipzig gekommen war. Auch der Wunderknabe Joachim hatte der Versuchung nicht widerstehen können, die Reise zu unternehmen, um das neueste Werk Mendelssohn's zu hören. Am 14. wurde dasselbe im Neuen Palais zum ersten Mal gegeben. Zu Tische, im „Einsiedler" in Potsdam, hatte sich Mendelssohn, von der Probe kommend, zu uns gesellt – er schien sehr befriedigt — es war ein heiteres, echt künstlerisches Zusammensein.

Die Aufführung des Sommernachtstraums entzückte mich. Die Schauspieler schienen mir ihre Sache vortrefflich zu machen, wenn auch die schöne und gefeierte Charlotte von Hagen mehr einen zwischen Salon und Ballet schwebenden, als elfgeistigen Ariel darstellte. Die komischen Scenen waren unwiderstehlich heiter und die Inscenesetzung war theilweise, namentlich durch die Mitwirkung des Kinderballets, wahrhaft poetisch. Ueber Allem, auch über des

großen Shakespeare's Verse, stand mir aber die wunderbar reizende Musik; sie würde hinreichen, um Mendelssohn auf immer als einen der genialsten Ton-Meister und -Dichter hinzustellen. Die Ausführung Seitens der Capelle war vollendet schön. Felix hatte eilf Proben gehalten, und man sah, was mit diesen Kräften unter der Leitung eines solchen Dirigenten zu leisten war.

Es ist bezeichnend für Mendelssohn's Anschauung der Dinge, daß er nach der Aufführung sehr wild war. Und zwar aus doppelten Gründen. Man hatte ihm zugesagt, das Stück solle mit den Zwischenacts-Musiken ohne irgend eine Pause hinter einander abgespielt werden, was er für den richtigen Eindruck unerläßlich hielt. Nun aber hatte man nicht allein eine lange Pause eintreten lassen, sondern dieselbe auch dadurch ausgefüllt, daß den im Parquet auf den vordersten Reihen sich befindlichen, dem eigentlichen Hofe angehörigen Personen Erfrischungen aller Art angeboten wurden und hierdurch eine etwa halbstündige Cour mit lauten Gesprächen und beweglichem Scenenwechsel sich gestaltete, während die anderen, eben doch auch eingeladenen, wenn auch vielleicht mehr geduldeten Zuhörer, die ziemlich enge auf einander gehäuft waren, sehen mochten, wie sie sich die Zeit vertrieben. Dieses doppelte Hintansetzen künstlerischer und humaner Rücksichten hatte Mendelssohn so sehr in Harnisch gebracht, daß er von allem, was wir ihm Schönes und Gutes zu sagen hatten, kaum Notiz nahm.

Wenige Tage nachdem ich nach Leipzig zurückgekehrt, kam auch Felix wieder dahin zurück. Das überströmende Musikleben dort nahm seinen Verlauf; Gade gab eine neue Symphonie, Schumann zum ersten Male Paradies und Peri, — Mendelssohn spielte

in einem Kammermusikabend, zum dritten Male trugen wir das Triple-Concert von Bach zusammen vor, in welchem diesmal Clara Schumann die erste Partie übernommen. Mendelssohn's Verhältniß zu dieser großen Künstlerin war stets ein wahrhaft ritterlich-liebenswürdiges gewesen. So erinnere ich mich eines artigen musicalischen Begegnisses zwischen Beiden, obschon mir der Moment desselben nicht gegenwärtig. Zu einer Matinée (im französischen Sinne, sie hatte nämlich Nachmittags Statt) im Hause unseres lieben Freundes, des berühmten Malers Bendemann, war eine große Anzahl von Kunstfreunden und Freundinnen eingeladen, um Mendelssohn zu hören. Auch Clara Schumann befand sich unter den Zuhörerinnen. Mendelssohn spielte die große Beethoven'sche F-moll-Sonate — am Ende des Andante's läßt er den letzten verminderten Septimenaccord eine lange Weile fortklingen, als ob er ihn aller Welt recht gründlich einprägen wollte, steht dann ruhig auf, wendet sich an Frau Schumann und sagt: „Das Finale müssen Sie aber spielen". Diese sträubt sich gewaltig — alle Welt horcht gespannt auf den Ausgang — unterdessen schwebt der verminderte Septenaccord wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern. Ich glaube, daß es hauptsächlich das bängliche Gefühl dieser ungelösten Dissonanz war, welches Frau Clara schließlich bewog, dem Drängen Mendelssohn's zu folgen und das Finale zum Besten zu geben. Das Ende war des Anfangs würdig — und umgekehrt würde es wahrscheinlich eben so schön gewesen sein.

Der König von Sachsen besuchte eines der ersten Gewandhaus-Concerte unter meiner Leitung. Der Großfürstin Helene zu Ehren veranstaltete Mendelssohn eine große Soirée im Gewandhaussaale

und spielte derselben auch auf der Orgel vor. Er war damit beschäftigt, die Musik zum Sommernachtstraum vierhändig zu setzen und ich probirte die einzelnen Stücke mit ihm. Seine Abreise nach Berlin verzögerte er so lange wie möglich — es wurde ihm offenbar schwer, aus dem ihm so lieb gewordenen Kreise zu scheiden.

In einem seiner herzlichen an mich gerichteten Briefe hatte er einmal die Frage hingeworfen: „Oder glaubst Du, daß wir uns doch einmal zanken würden? ich denke nein." Was mich betrifft, so hielt ich es für unmöglich. Aber mit betrübtem Herzen muß ich es doch der Wahrheit gemäß hinschreiben, es kam zu einer Brouille, nur aus geselligen, nicht persönlichen Succeptibilitäten hervorgewachsen. Ich denke, wir waren Beide im Unrecht — auch wurde kein schlimmes Wort zwischen uns gewechselt — und gewiß hätte sich's in Bälde wieder ausgeglichen, wenn Felix nicht zu Anfang December nach Berlin gereist wäre. Mit dem Correspondiren war es aber nun aus, wenn auch Mendelssohn's Gesinnung gegen mich stets die gleiche geblieben. Oft genug erfuhr ich es, früher oder später, durch gemeinschaftliche Freunde wie durch seine Gattin. Ja, gerade in diesen Tagen hat mich der Zufall mit einem Schreiben bekannt gemacht, welches er fünf Wochen vor seinem Tode, am 1. October 1847, an seinen alten Freund, Prof. Hildebrandt in Düsseldorf, gerichtet und welches ich nicht mittheilen kann, da die Mittheilung desselben dem stärksten Selbstlob zu ähnlich sehen würde. Aber ich betrachte das, wenn auch nur äußerliche Aufhören meines Verhältnisses zu dem herrlichen Menschen während seiner letzten Jahre als einen der größten Verluste, die ich in meinem vielbewegten Leben zu tragen hatte.

Am 11. November 1847 kam ich, auf dem Wege nach Düsseldorf, wo ich die Musikdirectorstelle angenommen hatte, nach Leipzig, eine Woche nach Mendelssohn's Tode. Cécile empfing mich mit von Thränen umflorten Blicken, in wunderbarer Fassung, verklärende Wehmuth in den holden Zügen. Noch während der Krankheit, die seine letzte sein sollte, sagte sie, habe Felix oft von mir gesprochen und meiner Berufung nach Düsseldorf in theilnehmendster Weise gedacht. Am Abend hatte ein Concert im Gewandhause Statt, welches dem Andenken des Dahingeschiedenen geweiht war. „Das Traurigste," sagte George Sand irgendwo, „nach dem Tode eines geliebten Menschen, sei das Tafeltuch, welches zur bestimmten Eßstunde wieder auf den Tisch gelegt werde." Ich hatte während des Concertes ein ähnliches Gefühl. Da stand das Orchester, da stand der Chor, da waren die Zuhörer, welche während so mancher Jahre durch Mendelssohn begeistert worden waren — und sie machten Musik und spielten und sangen — und wenige Tage vorher hatte man seine Leiche zur Kirche geleitet. Ich konnte der Musik nur äußerlich folgen — das letzte Lied Mendelssohn's, von Frau Dr. Frege in innigster Weise vorgetragen, ist das einzige Stück, dessen ich mich erinnere. Eigentlich schien es mir unmöglich, daß man schon wieder im Gewandhaussaale Musik machen könne — aber das Tafeltuch mußte doch zur bestimmten Stunde wieder gelegt werden und die Verwaisten vereinigten sich zum gewohnten musicalischen Mahle. So ist das Leben!

Einige Jahre später war ich während eines kurzen Aufenthaltes in Berlin bei der von ihren reizenden Kindern umgebenen Witwe Mendelssohn's zu Tische, für mich eine tief ergreifende

Stunde. Das unbefangene, neckische Geplauder der Kinder, die anmuthsvolle, weiche Weise, mit welcher Cécile ihr lebhaftes Treiben zu hemmen suchte — ich kam kaum zu mir selbst. Wie viel Glück war dem Dahingeschiedenen entzogen — wie viel Glück den Hinterbliebenen geraubt worden!

Und wieder nach einigen Jahren kam ich auf einige Tage nach der Vaterstadt. Man hatte mir von dem Gesundheitszustande der in Frankfurt anwesenden Witwe Mendelssohn's das Traurigste gesagt und man befürchtete das Schlimmste. Ich ging (es war am 25. September 1853) nach dem Hause von Cécile's Familie — klingelte an der bekannten Schelle, die mir so oft geklungen hatte, wenn ich den angenehmsten Stunden entgegen ging. Nach wenigen Augenblicken stürzt die Schwiegermutter Mendelssohn's, Frau Jeanrenaud, aus dem Zimmer und öffnet die Thüre. Sie hatte der Ankunft von Cécile's Schwager entgegengesehen. „Ach, Sie sind es, lieber Herr Hiller," sagte sie tonlos, mit jener erschreckenden Ruhe, die oft die der Verzweiflung ist — „so eben hab' ich meine Tochter verloren!!"



Nachwort.

Dem großen Publicum scheint es im Allgemeinen nicht zu mißfallen, wenn es großen Dichtern (in Worten und in Tönen) einiger Maßen schlecht geht. Man beklagt deren Schicksal, aber der Jammer, den dieselben erlitten, ist ein Gewürz, welches ihre Persönlichkeit schmackhafter macht. Der äußere Glanz, welcher Goethe umstrahlte, hat ihm sicherlich viele Gegner eingetragen, und die bevorzugte Lage, welche Mendelssohn von seiner Geburt an zu Theil geworden, ist für gar Manche ein Flecken, der an ihm haftet.

„Le génie c'est la faim," sagte einst ein russischer Diplomat zu mir. Diese absurd-geistreiche Phrase sollte freilich wohl nichts Anderes sagen, als daß etwas Hungerleiden eine Diät sei, die dem Genie zuträglich — aber auch dies ist falsch. Dem Talent mag es ein spornender Stachel sein zur Energie, deren es zu seiner Ausbildung bedarf — das Genie wirkt als Naturkraft, und die materiellen Schwierigkeiten, mit welchen es zu kämpfen hat, gleichen jenen Felsen, welche sich einem mächtigen Strome entgegen stellen. Er strömt über sie hinweg indem er uns das Schauspiel eines großartigen Wasserfalls bietet.

Der Kampf um die gemeinen Bedürfnisse des Lebens mag immerhin ein schwerer sein — an und für sich selbst hat er nichts sonderlich Verdienstliches. Es ist der Instinct der Selbsterhaltung, welcher auch den Tagelöhner zur Arbeit zwingt, und der Kampf wird zwar peinlicher aber nicht anerkennungswerther, wenn der Kopf statt der Arme dabei im Spiele ist. Ein anderer Kampf ist der mit dem Vorurtheil, mit dem Unverstand, mit der Eifersucht und wie alle die schönen Dinge heißen mögen — aber welchem Ritter vom Geiste ist dieser erspart? Etwas mehr, etwas weniger hat Jeder ihn durchzukämpfen, der Eine früher, der Andere später. Und in diesem Kampfe die Lust des Schaffens die Kraft des Wollens sich zu erhalten, dazu gehört viel mehr als jenen zu bestehen. Schlimm ist es freilich, wenn, was sich oft genug ereignet, beide zusammentreffen. Ob aber die größere Bewunderung, die man demjenigen zu zollen pflegt, der sich durch Dürftigkeit durchzuschlagen hatte, vollkommen gerechtfertigt sei, ist noch sehr die Frage. Jedenfalls kommt es dabei wesentlich auf das Wie an. Vielleicht gehört sogar stärkere, weil freiere Willenskraft dazu, aus dem Reichthum heraus Großes zu leisten, als aus der Armuth. Wer hat nicht Menschen gekannt von bedeutender Begabung, von vielseitigem Wissen, von übersprudelnder Beredsamkeit, welche, ich will nicht sagen mit genialer Kraft, aber doch mit großen geistigen Mitteln Hervorragendes für die Oeffentlichkeit hätten leisten können, aber es ging ihnen, was man so nennt, zu gut. Wenn man Reichthum und Stellung mit auf die Welt bringt, bleibt von weltlichen Glücksgütern nur noch der Ruhm zu erlangen übrig, nach welchem zu trachten nicht Jedermanns Sache ist. Die Berührung

mit dem Publicum ist mindestens unbequem (es gleicht dem Winde, welcher große Flammen anfacht, aber kleine auslöscht) — und die hingebende Arbeit, die auch dem Genie nicht erspart wird, die Entsagung, die sie nach manchen Seiten hin verlangt, schreckt Viele ab, während das Gefühl der Pflicht, etwas zum Besten der Gesellschaft leisten zu sollen, wenn man das Zeug dazu hat, sich viel seltener vorfindet, als es für die Würde der Menschheit zu wünschen wäre. Wenn nun ein Künstler, wie Mendelssohn, seine ganze Kraft zusammenraffte, um dem kleinsten Liede, welches ihm entströmte, die Vollendung zu geben, die ihm stets als Ideal vorschwebte, wenn er mit Anspannung seines vollen Könnens und Wissens Alles aufbot, um in seiner Kunst nach jeder Seite hin das Beste zu fördern, so verdient dies in der materiel sorgenfreien Stellung, die ihm beschieden war, sicherlich nicht weniger Anerkennung, als wenn er auf den Lohn seiner Arbeit hätte warten müssen, um seine Gläubiger zu befriedigen. Oder ist jene Vorliebe für den Jammer die unausgesprochene, am besten auch gar nicht zu nennende Empfindung, daß es des Guten zu viel sei, wenn sich das äußere Wohlergehen mit dem Glücke dichterischer Schöpfungskraft vereinigt? Sollte jene Vorliebe nicht aus einem Irrthum hervorgehen? Sollte die Genugthuung dessen, der kraftvoll die gemeine Sorge besiegt, nicht noch größer sein, als die Befriedigung desjenigen, an welchen sie nie herangetreten?

Sei dem wie ihm wolle, der Anblick jener geistigen Kämpfer, die, wie die Helden in Kaulbach's Hunnenschlacht, die Erde nicht berühren und in den Wolken nach dem Siege ringen, ist jedenfalls ein erfreulicherer, als der Anblick derjenigen, die, auf der Erde fechtend, den Staub aufwirbeln. Jene werden selbst zum Kunstwerk.

Der Anblick ihrer Lichtgestalten ist ein schöner, ganz abgesehen von den Palmen, die ihnen winken, und man sollte sich stolzer Freude hingeben, daß es, wenn auch allzu selten, dem Schicksal gelingt, einen wahrhaft freien Menschen hinzustellen.

Eine solche Lichtgestalt war Felix Mendelssohn. Genialste Begabung vereinigte sich bei ihm mit sorgfältigster Ausbildung, Freundlichkeit des Herzens mit Schärfe des Verstandes, gesellige Liebenswürdigkeit mit einsiedlerischem Ernst, spielende Leichtigkeit bei Allem, was er anfaßte, mit kräftigster Energie für jede höchste Aufgabe. Und ein edles Gefühl der Dankbarkeit durchdrang bei allem Guten, was ihm zu Theil wurde, seine lautere Seele. Diese im besten Sinne fromm zu nennende Gesinnung trug sicherlich viel zu seiner steten Bereitwilligkeit bei, Freude zu spenden und sich thätig theilnehmend zu erweisen. Auf ihn, wie auf Wenige, paßte das Wort des Dichters:

„Wenn er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein."

Wäre es denkbar, daß alle seine Werke der Vernichtung anheim fielen, so würde die Erinnerung an seine poetische Gestalt allein hinreichen, um dem deutschen Volke eine hohe Befriedigung zu gewähren in der Anschauung, daß eine solche Persönlichkeit aus seiner Mitte geboren wurde, blühte und reifte.

Wie herrlich würden ihn die Griechen als einen auserlesenen Liebling Apollon's und der Musen geehrt und gepriesen haben! Denn „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab".

